

Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte = Revue suisse d'histoire = Rivista storica svizzera

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Geschichte

Band: 65 (2015)

Heft: 1

Buchbesprechung: Besprechungen = Comptes rendus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizergeschichte / Histoire suisse

Friedrich Hermann Schubert, **Ludwig Camerarius (1573–1651). Eine Biographie; Die Pfälzische Exilregierung im Dreissigjährigen Krieg. Ein Beitrag zur Geschichte des politischen Protestantismus**, 2. Auflage mit Beiträgen zu Leben und Werk des Verfassers, hrsg. von Anton Schindling unter Mitarbeit von Markus Gerstmeier, Münster: Aschendorff, 2013, XV, 773 Seiten, Abbildungen.

Ludwig Camerarius – die Familie trug ursprünglich den Namen Liebhart, dann, da das Amt des bischöflichen Kämmerers in Bamberg in der Familie erblich wurde, den Namen Kammermeister – ist eine zentrale Figur des Dreissigjährigen Krieges und verkörpert in besonderem Masse das konfessionelle Hauptelement der gesamteuropäischen Auseinandersetzung. Der Verfasser von dessen Biographie, Friedrich Hermann Schubert, hatte ein fundamentales Verständnis für diese Zeit; dies spürt der Leser in jedem Satz. Auf den ersten Blick mag es erstaunen, dass der – katholische – Münchener Professor Franz Schnabel dem protestantisch-sächsischen Professorensohn diese biographisch-politische Studie über den gelehrten Pfälzer Politiker und damit über die Bedeutung des kalvinistischen Elements im Dreissigjährigen Krieg als Promotionsthema vorschlug. Doch ging es nach der Katastrophe des Zweiten Weltkrieges wohl beiden um ein inhaltliches Gegengewicht gegen ein preussisch-nationalistisches Geschichtsverständnis, wie Anton Schindling dies im Vorwort zu Recht herausstreckt.

Unter Franz Schnabel arbeitete Schubert auch seine Habilitationsschrift aus, die dem Deutschen Reichstag in der Staatslehre der frühen Neuzeit gewidmet war und die ebenfalls ein Klassiker zur Geschichte des politischen Calvinismus wurde. Der Autor, 1925 geboren, 1960–1963 Privatdozent in München, 1963–1968 ordentlicher Professor für Mittlere und Neuere Geschichte in Kiel und seit 1968 in Frankfurt am Main, schied – viel zu früh – 1973 freiwillig aus dem Leben.

Einer seiner Dissertanden, der Tübinger Historiker und Professor für Neuere Geschichte Anton Schindling, hat zusammen mit Kolleginnen und Kollegen eine Zweitaufage der Dissertation, die zuerst 1955 erschienen war, ermöglicht und zusammen mit ihr auch den Aufsatz Schuberts «Die pfälzische Exilregierung im Dreissigjährigen Krieg», seinerzeit (1954) erschienen in der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, neu herausgegeben. Die Texte werden biographisch, familiär, wissenschaftlich, historiographisch und hochschulpolitisch umrahmt mit Untersuchungen zur Spiegelung des «böhmischen Abenteuers» des Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz in zeitgenössischen Flugblättern, Bildern und Medaillen (von Frieder Hepp), zur Bedeutung Friedrich Hermann Schuberts im Rahmen der deutschen Geschichtsschreibung und -lehre (von Gerhard Menk), zu den Publikationen Schuberts (von Gerhard Menk und Markus Gerstmeier), zum Vater Schuberts, dem Architekten, Bauhistoriker und Professor an der Technischen Hochschule Dresden (von Markus Gerstmeier), zur Rezeption der Dissertation Schuberts in Deutschland und Schweden (von Andreas Kappelmayer) und

zur Lehrtätigkeit und zu universitätspolitischen Aktionen Schuberts in Frankfurt am Main (von Notker Hammerstein).

Die Dissertation Schuberts geht in der Person von Camerarius wichtigen Aspekten des Dreissigjährigen Krieges, dieser epochalen kriegerischen Auseinandersetzung in Europa, nach, seinem Lebenswerk und den Quellen, seiner Familie und Jugend, unter anderem der Promotion zum Dr. iur. in Basel, dem pfälzischen Dienst und seiner Präsenz an Reichsveranstaltungen, dann der böhmischen Expedition mit der Katastrophe am Weissen Berg und der europäischen Bedeutung von Camerarius in der konfessionell-politischen Publizistik. Die Gesandtschaft an den Hof des dänischen Königs Christian IV. führte ihn 1622 an einen Brennpunkt der damaligen europäischen Politik. Nachdem sein direkter Einfluss auf die pfälzische Politik 1621 mehr und mehr abgenommen hatte, spielte er ab Spätherbst 1622 nach dem Verlust der Pfalz in der Exilregierung in den Niederlanden eine immer grössere Rolle und wurde schliesslich deren Leiter. Als solcher setzte er sich für die Ausführung einer unbedingten Kriegspolitik ein. Dabei kam er immer mehr Schweden und dessen König Gustav Adolf sowie Kanzler Oxenstjerna nahe und wurde schwedischer Korrespondent und schliesslich Gesandter in den Niederlanden. Das drittletzte Kapitel beschäftigt sich dann mit der Krise der protestantischen Sache und mit dem Krieg Schwedens in Deutschland, das zweitletzte mit den letzten Botschafterjahren von Camerarius und mit der Karriere seines Sohnes Joachim in schwedischem Dienst. Das letzte Kapitel orientiert über seine sehr bedeutende Briefsammlung – die *Collectio Camerariana* –, welche nebst Briefen von und an Camerarius auch solche von Melanchthon, Luther, Zwingli, Georg Fabricius und Erasmus von Rotterdam enthält und in der Bayerischen Staatsbibliothek in München aufbewahrt wird.

Als Stärken der Darstellung Schuberts zu Camerarius erweisen sich die Quellenbasierung, die Herausarbeitung der konfessionellen Grundlagen der Politik und der Überblick über die europäische Allianzpolitik und gleichzeitig der tiefen und personenbezogene Einblick in die politische Entschlussfassung europäischer Staaten. Schubert verstand es, den Einzelfall mit grundsätzlichen Überlegungen zur Thematik zu verbinden. Neben der sehr lebendigen Schilderung der schwedischen Politik werden die Zusammenhänge und Camerarius' Beziehungen mit vielen anderen Persönlichkeiten der Zeit in allen Verästelungen dargestellt, und zwar nicht nur mit seinen direkten Partnern und Gegnern, sondern auch mit entfernteren, aber ähnlichen politisch-religiösen Führern, wie zum Beispiel mit Rohan.

Natürlich ist die Dissertation, geschrieben in der Wissenschaftssprache der Fünfzigerjahre, nicht ganz einfach zu lesen; oft ist es recht schwierig, den roten Faden auf Anhieb zu finden. Auch damit, dass Schubert lateinische Zitate grundsätzlich nicht übersetzt, wird dem heutigen Leser einiges zugemutet. (Camerarius selbst schrieb, wenn er nicht-deutsche Texte redigierte, immer lateinisch, nie französisch.)

Es ist von Anton Schindling, seinen Mitarbeitern und den die Neuausgabe von Schuberts Dissertation unterstützenden Kollegen sehr verdienstvoll, dieses wichtige Werk eines bedeutenden Historikers neu heraus- und damit in die geschichtswissenschaftliche Diskussion zurückgebracht zu haben. Denn der Zugang zu dieser wichtigen politischen Führungspersönlichkeit des Dreissigjährigen Krieges ist für das Verständnis des Dreissigjährigen Krieges insgesamt von grosser Bedeutung. Jedenfalls hat – wie es der Herausgeber anspricht – Schuberts

Biographie von Camerarius einen würdigen Platz neben den anderen grossen Biographien zur Epoche des Dreissigjährigen Krieges, nämlich jener von Carl Jakob Burckhardt zu Richelieu und jener von Golo Mann zu Wallenstein.

Josef Inauen, Steffisburg

Desanka Schwara, **Kaufleute, Seefahrer und Piraten im Mittelmeerraum der Neuzeit. Entgrenzende Diaspora – verbindende Imaginationen**, München: Oldenbourg, 2011, 592 Seiten.

Der zu besprechende Sammelband entstand im Kontext der SNF-Förderprofessur Desanka Schwaras an der Universität Bern und enthält nicht nur ihre eigenen, sondern auch Beiträge ehemaliger MitarbeiterInnen (die allerdings nicht als MitautorInnen angeführt sind). Vorneweg sei zudem auf das bescheidene Lektorat und die stellenweise unglückliche Wortwahl der Beiträge hingewiesen, auf die jedoch bereits an anderer Stelle eingegangen wurde.¹

Das zu besprechende Werk beginnt mit einer Einführung zur «Méditerranée als Kommunikationsraum» (S. 17–43), in der zwar auf die konzeptionelle Anlehnung an die jüngst aufgekommene «entangled history», die als prinzipiell sinnvoll für die (frühe) Neuzeit – besonders im Mittelmeerraum – gelten mag, verwiesen wird. Andererseits fallen die terminologisch-theoretischen Überlegungen zu dem «Kommunikationsraum» trotz aller Bemühungen (vgl. das ‘aufgeblähte’ Inhaltsverzeichnis, S. 5) relativ dünn aus; leider ist die Autorin diesbezüglich kein Einzelfall.²

Der Abschnitt von Patrick Krebs zu Livorno und Ancona in der Neuzeit (S. 47–144) fußt auf seiner 2010 in Bern abgeschlossenen Dissertation. Sein Beitrag zeichnet sich leider vor allem durch die wenig nachvollziehbare Schreibweise von Homonymen (z.B. «König Karl VI.» – gemeint ist Kaiser Karl VI., als ungarischer König Karl III.; S. 55), Toponymen (etwa die italienische Bezeichnung Ragusa, die direkt neben den kroatischen Ortsnamen Zadar oder Senj zu finden ist; z.B. S. 82f., 85), kaum qualifizierte und eine generell fragwürdige, anachronistische Wortwahl (z.B. die «fiskal-liberale Haltung» der Führung Anconas – in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts; S. 56) aus. Hinzu kommen wiederholte Verweise auf die Küstenstädte des Westbalkans, allen voran Dubrovnik, die jedoch ohne einen einzigen (!) Verweis auf die so reichhaltige, in Teilen keineswegs unproblematische, dennoch relevante und teilweise auch in westlichen Sprachen verfügbare südslawische Forschungsliteratur auskommt. Stattdessen stützen sich die teilweise kategorischen Charakter annehmenden Aussagen (z.B. S. 90, 116) auf streckenweise als veraltet geltende italienischsprachige Literatur.

Der folgende Abschnitt (S. 145–258), verfasst von Ivo Haag, Desanka Schwara und Marcel Gosteli, thematisiert das südostliche Europa am Beispiel Dubrovniks und Belgrads. Im – markanten – Gegensatz zu Krebs’ Beitrag findet hierbei auch die slawischsprachige Forschungsliteratur Eingang in die Betrach-

- 1 Vgl. die Rezensionen von Wolfgang Gruber, in: H-Soz-u-Kult, <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/id=17275> (25.10.2013) und von Michael Kempe, in: *sehepunkte* 12/9 (2012), <http://www.sehepunkte.de/2012/09/19761.html> (15.9.2012).
- 2 Z.B. Oliver J. Schmitt, Das venezianische Südosteuropa als Kommunikationsraum (ca. 1400–ca. 1600), in: Gherardo Ortalli, Oliver J. Schmitt (Hg.), *Balcani occidentali, Adriatico e Venezia fra XIII e XVIII secolo / Der westliche Balkan, der Adriaraum und Venedig (13.–18. Jahrhundert)*, Wien 2009, S. 77–101.

tung, was einen deutlichen qualitativen Unterschied ausmacht. Wiewohl auch dieser Beitrag nicht frei von anachronistischen Unschärfen (z.B. «Rumänien» im 17. Jahrhundert, S. 189) und chronologisch nicht immer schlüssigen Argumentationssträngen (z.B. S. 200f.) ist, ist die – letztlich konsequente – Einbindung Belgrads beziehungsweise des Westbalkans in die Méditerranée hervorzuheben.

Daran anschliessend thematisiert Luise Müller, ebenfalls auf der Basis ihrer Berner Dissertation, ein gerade im deutschen Sprach- und Wissenschaftsraum leider unterrepräsentiertes Themenfeld, den äussersten Südwesten der Iberischen Halbinsel, besonders Portugal im 19. Jahrhundert. Am Beispiel der Hafenstädte Cádiz und Lissabon (S. 259–388) stehen – wie auch bereits zu Ende des Beitrags über Dubrovnik und Belgrad – Quarantäne und Inklusion/Exklusion im Fokus. Neben der gewinnbringend lesbaren Thematik existieren aber auch hier Problemzonen und Widersprüchlichkeiten, wie etwa schemenhafte Aussagen über z.B. «die Griechen» – gemeint sind die orthodoxen Untertanen des Osmanischen Reiches – trotz zuvor getätigter Qualifizierungen (S. 284–288, 291–295) oder die für das 18. Jahrhundert angeführte teilweise fragwürdige Differenzierungskategorie «Nationalität» (S. 313f.) belegen. Hinzu kommen einige weitere Auffälligkeiten (z.B. «*pidgin* [Italienisch]» als Hinweis auf die mediterrane *lingua franca* bzw. «Hochitalienisch», S. 324; oder die undifferenzierte Anführung von «Mauren», S. 366), die einen relativ saloppen Umgang mit essentiellen Begrifflichkeiten zeigen.

In dem letzten Beitrag (S. 389–465) fokussiert Desanka Schwara Malta und seine Nachbarinseln, deren Verflechtungen um 1800, unter besonderer Berücksichtigung des frühen 19. Jahrhunderts, analysiert werden. Vor allem die Aktivitäten der britischen Piraterie-Kommission werden anhand der Korrespondenz Thomas Maitlands diskutiert (S. 447–65). Die Mikrostudie zitiert streckenweise erschöpfend aus deren Korrespondenz und läuft daher ab und an Gefahr, dass Partikularaspekte den angestrebten Blick auf das grössere Ganze verdecken (z.B. S. 451–453). Neben einer Vielzahl interessanter Aspekte finden sich allerdings auch eine Anzahl relativ trivialer Aussagen (z.B. S. 397, 403). Letztlich muss auch auf die teilweise wenig nachvollziehbare Verwendung bestimmter Begriffe hingewiesen werden, da die Autorin öfters zwischen deutschen und englischen Bezeichnungen ohne offensichtlich erkennbares System wechselt (z.B. S. 404, 451, 455).

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass das Buch dem eingangs ausgewiesenen, vielversprechenden transnationalen Ansatz zum Trotz Grenzen beziehungsweise Grenzräumen relativ viel Platz einräumt. Die verwendeten Methoden und Quellen sind den Forschungsfragen durchaus angemessen, doch wird der in den letzten Jahren zunehmend im Trend liegende transnationale Zugriff leider nicht immer konsequent umgesetzt. Nicht in allen Kapiteln wird ausführlich mit Primärquellen gearbeitet; andere Abschnitte wiederum beginnen immer neue Subdiskussionen in den Anmerkungen, die zwar begrüssenswert sind, dem Lesefluss aber nicht immer zuträglich sind und jedenfalls die Frage nahelegen, warum derartig – wichtige – Informationen nicht im Lauftext diskutiert werden. Die grösste Schwachstelle des vorliegenden Werkes aber ist dessen Verortung in der Forschungsliteratur, da leider wichtige einschlägige Werke offenbar keine Berücksichtigung fanden.³ Abschliessend sei noch auf das Anführen des

3 Etwa David Abulafia, *The Great Sea. A Human History of the Mediterranean*, London 2011; Molly Greene, *Catholic Pirates and Greek Merchants. A Maritime History of*

besprochenen Werkes als «Monographie», wenn auch «gemeinsam mit» den Co-autoren, auf der Webseite der Universität Basel hingewiesen, das den – weder aus der Verlagsmeldung noch aus dem Werk heraus nachvollziehbaren – Eindruck einer alleinigen Autorenschaft Schwaras nahelegt und was aber auch an anderer Stelle bemängelt wurde.⁴ Allen Mühen und positiven Aspekten zum Trotz wird das Werk den eigenen Ansprüchen streckenweise nicht gerecht, weswegen dessen Gebrauch leider nur eingeschränkt sinnvoll erscheint.

Stephan Sander-Faes, Universität Zürich

Katrin Luchsinger (Hg.), **Anna Z., Schneiderin. «Lebensbeschreibung einer (Unglücklichen!) sowie die Schilderung der Erlebnisse während zehn Jahren im Irrenhaus»**, Zürich: Chronos Verlag, 2013, 127 Seiten, 11 Abbildungen.

Susanne Peter-Kubli, **Interesse an seelischer Brüchigkeit. Karl Gehry (1881–1962), Psychiater in der Klinik Rheinau**, Zürich: Chronos Verlag, 2013, 231 Seiten, 73 Abbildungen.

Katrin Luchsinger, Iris Blum, Jacqueline Fahrni, Monika Jagfeld (Hg.), **Rosenstrumpf und dornencknie. Werke aus der Psychiatrischen Pflegeanstalt Rheinau 1867–1930**, Zürich: Chronos Verlag, 2010, 108 Seiten, 63 Abbildungen.

1867 wurde die Psychiatrische Pflegeanstalt Rheinau im ehemaligen Benediktinerkloster auf der Rheininsel eröffnet. Mit bis zu 1200 Insassen zählte sie zu den grössten psychiatrischen Kliniken der Schweiz. Dennoch ist ihr Name weniger bekannt als etwa die ebenfalls vom Kanton Zürich betriebene Schwesterinstitution «Burghölzli». Während im Burghölzli als forschungsorientierter «Heilanstalt» namhafte Psychiater neue therapeutische Konzepte entwickelten, kamen in der Rheinau hauptsächlich Kranke unter, die als unheilbar galten und häufig den Rest ihres Lebens dort verbrachten. Rund um die Geschichte der Pflegeanstalt Rheinau sind in den letzten Jahren gleich drei Bücher erschienen. Obschon sie von ein und derselben Institution berichten, könnten die Publikationen kaum unterschiedlicher sein.

Die Historikerin Susanne Peter-Kubli widmet sich unter dem Titel «Interesse an seelischer Brüchigkeit» der Biographie des Klinikdirektors Karl Gehry (1881–1962). Die Monographie orientiert sich eng an den umfangreichen Memoiren Gehrys, die allerdings nur seine erste Lebenshälfte abdecken. Entsprechend folgt der Aufbau chronologisch den Lebensstationen Kindheit und Schulzeit, Ausbildung und Heirat sowie erste Jahre der ärztlichen Tätigkeit in der Rheinau und im Militär. Als zusätzliche Quellen fanden vor allem ein Briefwechsel der jungen Eheleute Gehry und die Jahresberichte der Klinik Rheinau Verwendung. Das Buch geht auf den Wunsch einer Tochter Gehrys zurück, der eine vollständige Edition des autobiographischen Manuskripts ihres Vaters vorschwebte. Eine Biographie existiert aber bereits seit 1989 mit der medizinhistorischen Dissertation von Birgit Schoop-Russbült, die ebenfalls von den Aufzeichnungen Gehrys aus-

the Mediterranean, Princeton 2010; Gillian Weiss, Captives and Corsairs. France and Slavery in the Early Modern Mediterranean, Stanford 2011; Wolfgang Kaiser (éd.), Le commerce des captifs. Les intermédiaires dans l'échange et le rachat des prisonniers en Méditerranée, XV^e–XVIII^e siècle, Rom 2008.

⁴ Vgl. <https://dg.philhist.unibas.ch/departement/personen/person-details/profil/person/schwaras/> (25.3.2014 bzw. 12.1.2015); vgl. Anm. 1 oben bzw. die Verlagsinformation <http://www.degruyter.com/view/product/214425?rskey=hA65jJ&result=1> (12.1.2015).

ging. Während dieses erste Werk einen deutlichen Schwerpunkt auf das psychiatrische Wirken legt, erzählt Peter-Kubli Gehrys Lebensgeschichte möglichst ausführlich nach. Entstanden ist eine flüssig geschriebene Biographie, die Einblicke in den Werdegang eines Militär- und Klinikarztes in den ersten zwei Jahrzehnten des zwanzigsten Jahrhunderts gewährt. Allerdings folgt das Werk keiner wissenschaftlichen Fragestellung, setzt kaum erkennbare Schwerpunkte und zieht nur sehr vereinzelt neuere Fachliteratur mit ein. Psychiatriehistorisch bringt die nochmalige Auswertung der bereits extensiv bearbeiteten Quelle wenig Neues. Erwähnenswert dagegen sind die abgebildeten Fotografien, die zum grossen Teil von Karl Gehry selbst stammen und unter denen sich auch eindrückliche Alltagsdarstellungen finden. Gehry hielt zum Beispiel die Spuren eines Ausbruchsversuchs aus der Klinik fest, porträtierte eine Patientin, die zärtlich eine zum Säugling geformte Steppdecke umschlingt, oder nahm apathische Geisteskranke im Innenhof der Klinik auf. Dieser fotografische Nachlass lässt ein patienten- und fotografiehistorisches Potential erahnen, das es noch auszuschöpfen gilt.

Auch Anna Z. (1867–1938) schrieb Memoiren. Auch sie verbrachte Jahre ihres Lebens in der Rheinau. Und auch ihre Aufzeichnungen sind nun in einer Publikation greifbar. Freilich handelt es sich nicht um eine Psychiaterin und Kollegin von Karl Gehry, sondern um eine seiner langjährigen Patientinnen. Daher musste ihr Name anonym bleiben. Mit präziser Wortwahl schilderte sie 1916 ihre Empfindungen, etwa wie sie sich auf dem Transport in die Pflegeanstalt Rheinau vor einer johlenden Kinderschar schamvoll zu verstecken versuchte. «Ich bin für diese Welt zu aufrichtig, trage mein Herz auf der Zunge», heisst es in diesem Ego-dokument einer Frau, die sich den gesellschaftlichen Normen nicht anpasste und unter damaligen Bedingungen für geisteskrank erklärt wurde. Das Oktavheft mit ihren Aufzeichnungen lagerte während Jahrzehnten in einem Holzschränk im verlassenen Klinikgebäude, zusammen mit Kunstwerken und Briefen. Im Rahmen eines Nationalfondsprojekts über historische Kunsterzeugnisse in Kliniken stiess die Kunsthistorikerin Katrin Luchsinger auf das Heft und edierte es als bedeutsames Zeugnis einer unkonventionellen Frauenbiographie, begleitet von einem dichten, analytischen Nachwort.

Im Sammelband «Rosenstrumpf und dornencknie» widmen sich engagierte Autorinnen aus dem Umfeld der Kunst- und Psychiatriegeschichte weiteren Fundstücken aus diesem geheimnisvollen Holzschränk: die Kustodin Jacqueline Farni, die Kunsthistorikerinnen Monika Jagfeld und Bettina Brand-Claussen sowie die bereits genannte Katrin Luchsinger. Auf den breiteren kulturanalytischen Kontext gehen die Beiträge des Kunsthistorikers Daniel Baumann und des Medizinhistorikers Vincent Barras ein, während die Museologin und Schriftstellerin Iris Blum das Thema «Arbeit» in der Rheinau vertieft. Die wissenschaftlich anregenden Beiträge orientieren sich methodisch an einer patientenhistorischen Psychiatriegeschichte, die sich quellenkritisch und disziplinübergreifend mit Selbstzeugnissen und Krankenakten aus psychiatrischen Institutionen auseinandersetzt, wie sie, abgesehen von den bereits genannten Personen, in Werken von Maike Rotzoll, Martina Wernli oder Monika Ankele zum Tragen kommt, um nur einige der Autorinnen jüngerer Arbeiten zu nennen.

In einer zweiten Funktion als Katalog enthält der Sammelband zudem zahlreiche Abbildungen verschiedener Kunstwerke von Patientinnen und Patienten aus der Rheinau, die bereits in Ausstellungen zu sehen waren und deren Analyse im Zentrum des Werks steht. Lisette H. strickte mit Fäden aus Putzlappen und

einem Matratzenfüllmaterial Kinderkleider, nachdem sie die bewusste Erinnerung an ihre Familie verloren hatte. Jeanne Natalie Wintsch, eine mittlerweile anerkannte Künstlerin, stickte verschlüsselte Botschaften, die sich häufig an ihre Ärzte richteten. Der Erfinder Heinrich B. skizzierte ausgeklügelte technische Anlagen, womit er aktiv an der Modernisierung der Gesellschaft teilnahm. Und der Müller Hermann M. schuf Schriftkunst mit Wörtern wie «Rosenstrumpf und dornencknie», die den Lautgedichten des damals blühenden Dadaismus nahe kommt.

Die einzelnen Grafiken und Objekte imponieren nicht allein in ihrer verblüffenden Kreativität, sondern auch als berührende historische Zeugnisse. Dies allerdings nur, weil – wie es glücklicherweise hier der Fall ist – die Krankengeschichten vollständig erhalten blieben, obschon niemand vom Schatz im alten Holzschränk der Rheinau wusste. Erst diese Krankengeschichten lassen die Motive der Patientinnen und Patienten erkennen und erlauben eine differenzierte historische Analyse der Kunstwerke. Nur dank dieser Parallelüberlieferungen erfahren wir, dass Heinrich B. seine Erfindungen gegen den Willen der Anstaltsleitung aufzeichnete, dass Hermann M. seine Buchstaben als Musik verstand und mit Wind in Bewegung setzen konnte, dass die frommen Stickereien der Jeanne Natalie Wintsch von einer selbstbewusst auftretenden, wenig angepassten Persönlichkeit stammen. Und auch, dass der Psychiater Karl Gehry die Schneiderin Anna Z. nach über zehn Jahren aus der Anstalt Rheinau entliess. *Iris Ritzmann, Zürich*

Sarah Scholl, *En quête d'une modernité religieuse. La création de l'Eglise catholique-chrétienne de Genève au cœur du Kulturkampf (1870–1907)*, Neuchâtel: Editions Alphil, 2014, 470 pages.

Modernité... et religion. Les termes sont, à bien des égards, antinomiques. C'est ce qu'avait montré avec quelque éclat Urs Altermatt, dans son livre intitulé *Katholizismus und Moderne* (1989), traduit en français sous le titre *Le catholicisme au défi de la modernité* (1994). En Suisse du moins, la communauté catholique, attachée à ses traditions, suivait fidèlement les enseignements du pape Pie IX, dont on connaît l'hostilité à toutes les formes du libéralisme. Mais il existait aussi des catholiques libéraux. Sarah Scholl avait eu à cœur de faire connaître leur point de vue, dans un article qui avait paru dans un recueil collectif, *L'apprentissage du pluralisme religieux* (Genève, Labor et Fides, 2013). Elle a repris le sujet, pour en faire le sujet de la thèse qu'elle publie aujourd'hui.

Disons-le tout de suite: les «catholiques libéraux», appelés aussi «catholiques nationaux», puis «catholiques-chrétiens», n'ont pas bonne presse. L'Eglise qu'ils ont créée à partir de 1870 est irrémédiablement liée au *Kulturkampf*, et l'appui que lui ont accordé plusieurs gouvernements cantonaux est apparu à beaucoup comme l'effet d'une manipulation politique. A Genève, on y a vu essentiellement la main d'un leader radical de choc, Antoine Carteret, qui, désireux de contrer ce qu'on appelait «l'ultramontanisme», a fait approuver en vote populaire une loi portant sur la réorganisation du culte catholique, et impliquant la création d'une Eglise catholique nationale indépendante de Rome.

Avec une belle intrépidité, Sarah Scholl s'est attachée à contester cette vision des choses. Elle met en lumière l'existence d'un certain nombre de personnalités catholiques qui, bien avant le *Kulturkampf* proprement dit, entendaient montrer qu'il n'y avait pas contradiction entre leur appartenance religieuse et l'attachement aux valeurs de progrès à l'œuvre dans la Suisse du XIX^e siècle. Elle les a

trouvées, en particulier, à Chêne, petit bourg industriel et commercial proche de Genève. Jean Héridier, Adolphe Catalan, Claude Peillonnex, Jean Pelletier, auxquels se joignent quelques Savoyards bien vite devenus Genevois, sont catholiques, mais antoclériaux. Ils se battent pour que leur commune échappe à l'emprise du curé et des ordres religieux, notamment dans le domaine scolaire. L'école doit devenir laïque, et renoncer à transmettre une doctrine périmée. L'instituteur Jean Pelletier, fils et petit-fils d'enseignants, est du reste un pédagogue d'avant-garde. Il réclame une salle de gymnastique pour ses élèves, et les emmène découvrir la nature environnante. Ces hommes militent au parti radical, deviennent députés. A ce titre, ils proposent plusieurs mesures qui tendent à laïciser l'Etat de Genève. Adolphe Catalan, par exemple, obtient que désormais les cimetières soient ouverts à tous, sans distinction de religion – ou d'absence de religion. Les tombes seront disposées «à la ligne». On sait que l'interdiction des cimetières confessionnels, toujours en vigueur, pose aujourd'hui quelques problèmes aux autorités genevoises...

«Laïciser l'Etat»? A vrai dire, le terme n'est pas approprié. Constitués en «Association catholique libérale», ces hommes s'associent au mouvement «vieux catholique» qui, en Allemagne et en Suisse, a rompu avec la fidélité à Rome. Ils participent à l'élaboration de la loi qui vise à «démocratiser» l'Eglise catholique. Et ils font appel à un célèbre prédicateur français, le Père Hyacinthe Loysen, qui viendra prêcher à Genève la «Réforme catholique», et y célébrera la messe... en français, dans l'église Saint-Germain, dont on a préalablement chassé le curé catholique romain.

Promouvoir un catholicisme allégé du poids de traditions désuètes, converti à la démocratie, prévoyant l'élection des prêtres par les fidèles, leur permettant de se marier, – c'était assurément une belle idée. Mais, comme certains observateurs l'avaient prévu, c'était rééditer l'aventure révolutionnaire de la «constitution civile du clergé». Le peuple catholique genevois resta fidèle à son évêque Mermillod, que le Conseil fédéral n'hésita pas à expulser de Suisse. Le gouvernement genevois fera appel à la force publique pour asseoir le nouveau culte – et lui confier la plupart des églises du canton –, mais la campagne lui sera résolument réfractaire. Il privera tous les prêtres «romains» de leur traitement, pensant les remplacer facilement. Mais cette substitution se révéla difficile. Parmi les prêtres plus ou moins défroqués accourus de France, Sarah Scholl nous fait connaître de multiples figures de personnages déclassés, qui ne parvinrent pas à exercer correctement leurs nouvelles fonctions. L'un d'entre eux, Victor Marchal, curé libéral de Carouge, est l'auteur d'un étonnant libelle, *Les Réformateurs de Genève*, qui raconte avec esprit les mésaventures de certains de ses collègues. Faut-il s'en tenir à cette vision digne de Clochemerle? Sarah Scholl pense que le tableau a été noirci à plaisir. Il faut dire que du côté catholique romain, on s'entendait à manier la plume avec un art dont on peut regretter la disparition. Après une période un peu désastreuse, on vit apparaître des prêtres de valeur, comme Alphonse Chrétien qui devait faire une belle carrière à la cure de Genève, jusqu'en 1939. Il faut dire qu'à cette date on était loin du *Kulturkampf*. Dès les années 1880, la plupart des églises furent rendues aux communautés d'origine, à l'exception de deux, Lancy et Saint-Germain, qui sont aujourd'hui encore consacrées au culte catholique-chrétien. Un culte dont la pratique et la doctrine ont eu le temps de s'étoffer. Le livre fournit une analyse détaillée de la production d'ouvrages parmi lesquels se détachent les écrits d'Eduard Herzog, évêque catholique-chrétien de

Suisse, et professeur dans la Faculté de théologie que lui avait offerte le canton de Berne. On peut mentionner aussi le nom d'Eugène Michaud parmi les inspirateurs du mouvement.

Dans sa conclusion, Sarah Scholl fait valoir que cette tentative de créer une Eglise catholique libérale témoigne du souci de réconcilier le christianisme avec le monde moderne. C'était déjà le projet des protestants libéraux – dont on connaît l'influence à Genève au XIX^e siècle. Mais l'Etat devait-il intervenir dans ce processus? Contrairement à Carteret et à Héridier, certains radicaux pensaient qu'il fallait passer à l'étape suivante: la séparation de l'Eglise et de l'Etat. Elle devait être proposée en 1880 par Henri Fazy, mais elle fut rejetée en vote populaire. Parmi les adversaires du projet figuraient des protestants traditionnels, qui estimaient que le protestantisme était consubstantiel à l'«identité» genevoise. Mais on y trouvait aussi des libéraux, voire des libres penseurs. Ainsi Joseph Hornung, professeur de droit, pensait que la société devait s'appuyer sur deux piliers: l'Etat veillait à l'intendance matérielle, l'Eglise faisant office d'instance morale et spirituelle. On n'était pas très loin de la «religion civile» préconisée par Rousseau.

Il est vrai que nos catholiques-chrétiens furent aussi des partisans de l'Ecole publique obligatoire et laïque. Alexandre Gavard, catholique carougeois, rédige un manuel d'instruction civique destiné à tous les petits Genevois. Moyennant quelques soubresauts, la cité de Calvin s'achemine vers une coexistence pacifique des divers courants qui la composent. Une coexistence à laquelle les catholiques romains vont s'associer. A la fin du XIX^e siècle, l'abbé Eugène Carry, avec la collaboration de Théodore de la Rive, leur demande de renoncer à d'anciennes querelles, de reconnaître leur appartenance à la démocratie suisse et d'occuper leur place dans le jeu politique. Ils s'étaient déjà organisés depuis plusieurs années, et l'adoption de la représentation proportionnelle leur avait permis, dès 1892, d'envoyer douze députés au Grand Conseil. Ce «ralliement» prélude à la solution que Genève apportera bientôt à la querelle religieuse héritée du *Kulturkampf*: la suppression du budget des cultes, qui en 1907 fait du canton un Etat résolument laïc.

Luc Weibel, Genève

Stefanie Mahrer, **Handwerk der Moderne. Jüdische Uhrmacher und Uhrenunternehmer im Neuenburger Jura 1800–1914**, Köln: Böhlau Verlag, 2012 (Jüdische Moderne, Bd. 14), 280 Seiten, 28 Abbildungen.

Im Fokus von Stefanie Mahrers Buch stehen die aus dem Elsass stammenden Jüdinnen und Juden, von denen zu Beginn des 19. Jahrhunderts immer mehr ihre Heimat verliessen, um sich im Neuenburger Jura als jüdische Uhrmacher und Uhrenunternehmer eine neue wirtschaftliche und soziale Existenz aufzubauen. Für die Zeitspanne, die vom Ausgang der Französischen Revolution bis zum Anfang des Ersten Weltkrieges reicht, erzählt die Autorin von den Migrationsgründen der Jüdinnen und Juden, die aus den ruralen Elsässer Dörfern in den Arc Jurassien auswanderten, von den zu unterschiedlichen Zeiten wirksamen Push- und Pullfaktoren, sowie vom Ein- und Aufstieg in die Elite der Uhrmacherbranche. Im topographischen Zentrum der Geschichte steht der Ort La Chaux-de-Fonds. 1860 war die Stadt die sechstgrösste in der Schweiz und besass mitunter den prozentual grössten jüdischen Bevölkerungsanteil.

Herausgekommen ist ein wertvolles und starkes Buch, das nicht nur die fehlende Geschichte der jüdischen Uhrmacher anhand von vielfältigem Quellenmaterial chronologisch nacherzählt und rekonstruiert, sondern auch dem Nicht-

vorhandensein einer Historie der Juden La Chaux-de-Fonds durch Auswertung des noch nicht erschlossenen Archivbestands der jüdischen Gemeinde entgegenwirkt. Da über 90 Prozent der Juden des Juras aus dem elsässischen Sundgau stammten, wurde der Ort Hegenheim von Mahrer als spezifisches Exempel systematisch ausgewertet und dient für die gesamte Arbeit als Referenz- und Kontrastrahmen. Auf theoretisch-methodischer Ebene befasst sich die Autorin mit dem vom Philosophen und Soziologen Jürgen Habermas entlehnten Konzept der Lebenswelt. Diese Vorgehensweise ermöglicht ihr, die Geschichte aus den unterschiedlichsten Blickwinkeln auszuloten. Ansätze aus Wirtschafts-, Religions- und Migrationsgeschichte schärfen diesen Blick und ergeben ein differenziertes und facettenreiches Gesamtbild.

Die eigentliche Geschichte beginnt im zweiten Kapitel und thematisiert die Lebenswelt der Jüdinnen und Juden im Elsass und im Neuenburger Jura. Vorerst noch als jüdische Uhrenhändler tätig – die ersten von ihnen traten schon ab Mitte des 18. Jahrhunderts in Erscheinung –, wurden 1839 bei der «Judenzählung» La Chaux-de-Fonds die ersten jüdischen Handwerker verzeichnet. Die Autorin erzählt weiter vom «Entschluss zu bleiben» – so auch der Titel des dritten Kapitels – und vom ungebrochenen Zustrom jüdischer Immigranten nach der aufstrebenden und zukunftsträchtigen Stadt La Chaux-de-Fonds zwischen 1840 und 1860. Obwohl sich die rechtliche Situation der Juden in diesen Jahren zunehmend verbesserte und die kontrovers diskutierte Niederlassungsfrage 1857 im Sinne eines liberalen Niederlassungsverständnisses gewährt wurde, zeigen die von Mahrer nachgewiesenen antisemitischen Ressentiments, wie brüchig diese Integration schlussendlich war. So wurde unter anderen dem elsässischen Händler Maurice Ditisheim – der später die erfolgreiche Uhrenfirma Vulcain gründete – eine Niederlassung in La Chaux-de-Fonds zu Beginn der 1850er Jahre verwehrt, und er musste samt seiner Familie auf das benachbarte Fleurier ausweichen.

Trotz aller Hindernisse gelang es der jüdischen Bevölkerung in den Jahren 1860 bis 1880, sich auf wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Ebene zu etablieren. Die Autorin erzählt im vierten Kapitel von der Religionsgemeinde, die ein wichtiger Aspekt in der Lebenswelt der Juden im Neuenburger Jura blieb. Feste Strukturen wie die Eröffnung der eigenen Synagoge (1863) und des eigenen Friedhofs (1872) sowie die Gründung zweier Wohltätigkeitsvereine führten einerseits zu wachsenden Mitgliederzahlen und boten andererseits soziale Sicherheiten. Mahrer macht deutlich, dass den jüdischen Akteuren dank familiären Netzwerken, einer Spezialisierung im Uhrengewerbe und durch die nochmals verstärkte Integration in das lokale Netzwerk der Uhrmacher der soziale Aufstieg Ende der 1870er Jahren gelang. Mit diesem neuen Selbstbewusstsein stiegen die jüdischen Uhrmacher in den folgenden Jahren bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges in die wirtschaftliche und bürgerliche Elite auf. So zeichnet die Autorin in ihrem fünften und letzten Kapitel die goldenen Jahre der Stadt La Chaux-de-Fonds und der Uhrenindustrie überhaupt nach. Nachdem die Industrialisierung breiten Einzug gehalten hatte, wurden in jenen Jahren zwischen 1880 und 1914 acht von siebzehn Uhrenfabriken von Juden gegründet.

In diesem Sinne weist Stefanie Mahrer mit ihrer Dissertation nach, dass die jüdischen Uhrmacher massgeblich am wirtschaftlichen Aufschwung der Stadt La Chaux-de-Fonds beteiligt waren. Die Integration der jüdischen Akteure gelang auf allen Ebenen so gut, dass sie um die Jahrhundertwende zu einem integralen Bestandteil der Stadt und der Uhrenindustrie gehörten. Brüche in der Integra-

tion und Antisemitismus fehlen aber wie erwähnt auch in dieser Geschichte nicht, waren jedoch gemäss Mahrer oftmals ökonomisch motiviert, und der Graben zwischen Christen und Juden vollzog sich eng entlang der sozialen Klassen. Damit hinterfragt die Autorin auch kritisch die bestehenden Thesen zur schweizerisch-jüdischen Geschichte der letzten Jahre, die oftmals von einer sozialen und kulturellen Segregation der Jüdinnen und Juden ausgegangen sind, und versucht diesen im Gegenzug ein Modell der Kontakte gegenüberzustellen. Dies gelingt ihr an einigen Orten gut, indem sie beispielsweise aufzeigen kann, dass zu keiner Zeit eine topographische Segregation stattfand (jüdische und christliche Uhrenateliers lagen nebeneinander), oder dass Christen und Juden durchaus gemeinsam spazieren gehen konnten.

Die Geschichte der jüdischen Uhrmacher im Neuenburger Jura ist eine Erfolgsgeschichte oder, genauer gesagt, eine Geschichte der Erfolgreichen, wie die Autorin selber resümiert. Eine Auseinandersetzung mit den zur Unterschicht gehörenden Uhrmachern konnte mangels fehlender Quellen genauso wenig geleistet werden, wie die vollständige Rekonstruktion der Geschichte der heute noch bestehenden grossen jüdischen Uhrmacherfirmen Ebel, Movado und Vulcain. Hier beschränkte sich die Autorin auf zusammenfassende biographische Angaben. Dies ist zwar schade, schmälert das Verdienst des Werks jedoch keineswegs, da es sich bei Mahrers Studie nicht um Wirtschaftsbioographien per se handelt. Vielmehr liegt hier eine umfassende, präzise und äusserst gelungene Darstellung der Geschichte der jüdischen Uhrmacher im Arc Jurassien in ihrer Gesamtheit vor.

Angela Bhend, Oftringen

Naamah Akavia, *Subjectivity in Motion. Life, Art, and Movement in the Work of Hermann Rorschach*, New York: Routledge, 2013, 202 Seiten, Abbildungen.

Der Psychiater Hermann Rorschach (1884–1922) gehört sicher zu den bekanntesten Schweizer Persönlichkeiten des 20. Jahrhunderts. Zwar ist der von ihm 1921 entwickelte «Formdeutversuch» bis heute umstritten und wird ausserhalb des Kreises der überzeugten ‘Rorschachianer’ nur noch beschränkt verwendet. Umso mehr haben sich inzwischen Kunst, Film, Comic und Internet der klecksartigen «Zufallsformen» bemächtigt. Auch die (psychiatrie-)historische Forschung hat sich in den letzten Jahren vermehrt mit Rorschach beschäftigt. Zu nennen sind etwa die Briefedition von Christian Müller und Rita Signer, die einschlägigen Aufsätze von Peter Galison oder Dario Gamboni sowie ein von Iris Blum und Peter Witschi herausgegebener Sammelband. Zu einem umfassenderen Blick auf Rorschachs Werk holt die jung verstorbene israelische Historikerin Naamah Akavia (1977–2010) aus. Ausgangspunkt ihrer Studie, die sich auch auf Unterlagen aus dem Rorschach-Archiv in Bern stützt, bildet die Frage: Was bedeutet es eigentlich, in einem Tintenklecks auf Papier eine Bewegung zu sehen?

Die Frage mag bei Uneingeweihten zunächst Stirnrunzeln hervorrufen; tatsächlich beschäftigt sich Akavia aber mit einem Schlüsselement von Rorschachs «Psychodiagnostik» (so der Titel seines Hauptwerks von 1921). Rorschach ging nämlich davon aus, dass der Anteil der «Bewegungsantworten» (sogenannte «B»), die eine Testperson bei der Betrachtung der zehn Klecks-Tafeln gab, Aufschluss über den individuellen – je nach Fall als «introversiv» oder «extratensiv» bezeichneten – «Erlebnistyp» oder über bestimmte Krankheitsformen gab. Akavia nimmt die Frage nach der Bedeutung von Bewegung zum Anlass, Rorschachs Experiment in den Kontext der zeitgenössischen Psychiatrie und Kulturdebatte

zu stellen. In vier Kapiteln spannt sie einen weiten Rahmen auf, in dem die «conceptual toolbox» rekonstruiert werden soll, die Rorschach bei seinen Arbeiten zur Verfügung stand.

Im ersten Kapitel zeichnet Akavia die Hauptelemente von Rorschachs Experiment nach: den «Erlebnistyp», die ihm zugrunde liegenden Referenzsysteme von Bewegung und Farbe, Innen- und Aussenwendung sowie die paradoxe Relation, die sich dabei zwischen Bewegungssehen, Motilität und subjektivem Erleben ergab. Bereits hier verortet Akavia Rorschachs frühe Arbeiten vor dem Hintergrund zeitgenössischer Traumtheorien und der Psychoanalyse, die in der Schweiz bekanntlich früh auf Resonanz stiess. Das zweite Kapitel stellt den «Formdeutversuch» in den Kontext der Versuchsanordnungen, die während Rorschachs Studienzeit (1906–1909) an der Zürcher Universitätsklinik Burghölzli in Gebrauch standen. Obwohl Rorschach später wichtige Prämissen von Carl Gustav Jungs Assoziationsexperiment übernahm, unterschied sich sein Vorgehen doch in wesentlichen Punkten: Anders als Jung interessierte er sich weniger für komplex- und zwangsbehaftete Inhalte als für die formalen Merkmale der gegebenen Antworten (Form, Farbe, Bewegung). Zudem ging er von einem komplexeren Verhältnis von äusserer Bewegung und innerem Erleben aus, das Akavia – wie die Testsituation mit den sorgfältig arrangierten «Zufallsfiguren» – als Zeichen einer für die damalige Gesellschaft grundlegenden Spannung von Freiheit und (Selbst-)Kontrolle interpretiert.

Im dritten Kapitel diskutiert Akavia Rorschachs Auseinandersetzung mit dem Krankheitsbild der Schizophrenie, das dessen Lehrer Eugen Bleuler 1911 geprägt hatte. Ausgangspunkt bildet hier die Frage nach der Bedeutung von Bewegung für die Symptomatologie, insbesondere für die – bislang in kulturgeschichtlicher Perspektive tatsächlich vernachlässigte – Untergruppe der Katattonie, zu deren Symptomatik unter anderem eine ausgeprägte Bewegungsstarre gehörte. Wie Akavia anhand einer unveröffentlichten Fallgeschichte aufzeigt, interpretierte Rorschach das autistische Verhalten seines Patienten tatsächlich weniger als eine innere «Blockade» denn als Zeichen einer nach innen gewandten psychischen Aktivität, mit der das erkrankte Selbst auf das – so Rorschachs Metapher – «Erdbeben» der Psychose reagierte. Auch hier konstatiert Akavia eine Spannung zwischen äusserer Bewegungslosigkeit und innerem Erlebnisreichtum. Das letzte Kapitel nimmt das Bewegungsmoment erneut auf und stellt es in einen weiteren kulturgeschichtlichen Kontext. Als Verbindungsglieder erweisen sich Rorschachs Äusserungen zur zeitgenössischen Kunst, insbesondere die Auseinandersetzung mit den russischen Futuristen und die Verwendung von Ferdinand Hodlers «Holzfäller» im Zusammenhang mit dem Formdeutversuch. Über Hodlers Parallelismus gelangt Akavia schliesslich zur Eurythmie von Emile Jaques-Dalcroze, in der sie eine weitere Spielart der Dialektik von freiem Bewegungsspiel und Selbstkontrolle verkörpert sieht. Hier wie im Fall von Rorschachs «Erlebnistyp» ging es letztlich um den Entwurf des ausbalancierten Subjekts, das die Dynamik zwischen psychischer Beweglichkeit und Disziplin aufzufangen vermag.

Akavias vielschichtige und zuweilen etwas verschlungene Argumentation verlangt nach einer aufmerksamen Lektüre. Aus wissenschaftshistorischer Sicht mag man vielleicht bedauern, dass der «Formdeutversuch» und seine empirisch-theoretische Herleitung im Lauf der Studie etwas aus dem Blick geraten. Dafür eröffnet die Untersuchung zahlreiche neue Einsichten in Zusammenhänge, die

von der Rorschach-Forschung bislang kaum beachtet worden sind. Vor allem aber gelingt es Akavia, die facettenreiche und schillernde Figur Rorschachs im Kontext der psychiatrischen Klinik und der zeitgenössischen Kunstkritik zu situieren. Auch wenn sie selber nicht immer ganz von der Versuchung gefeit ist, vermag sie doch, den Schweizer Psychiater aus der Falle der «biographischen Illusion» (Bourdieu) zu befreien, das heisst aus der (irrigen) Vorstellung, dass Subjekt, Leben und Werk eine Einheit bilden, die lediglich der Entschlüsselung durch die Nachwelt harrt.

Urs Germann, Bern

Konrad J. Kuhn, Béatrice Ziegler (Hg.), **Der vergessene Krieg. Spuren und Traditionen im Ersten Weltkrieg**, Baden: hier + jetzt, 2014, 334 Seiten, zahlreiche Abbildungen.

Der Erste Weltkrieg gehört zweifellos zu den wichtigsten Phasen der modernen Schweizer Geschichte. Gleichwohl haben sich Öffentlichkeit und Forschung in den letzten Jahrzehnten nur selten mit ihm auseinandergesetzt. Ein von Konrad J. Kuhn und Béatrice Ziegler herausgegebener Sammelband versucht nun, die Erinnerung an den «vergessenen Krieg» besser zu verstehen. In mehr als einem Dutzend Beiträgen wird den verschiedenen Erzähltraditionen und Spuren der Kriegsüberreste nachgegangen. Aus der Sicht der Herausgeber wird dabei vor allem deutlich, «wie gross und verwirrend die Schatten des Zweiten Weltkriegs sind, die in der Perspektive nachfolgender Generationen die Geschehnisse davor verdunkelt und verzerrt haben».

Diese Beobachtung veranlasst Kuhn und Ziegler, von vier Phasen zu sprechen. Die erste Phase umfasste die ersten zehn Jahre nach dem Krieg, als die Erinnerung breit gefächert und lebendig war. Die zweite Phase setzte in den frühen 1930er Jahren ein, als die Geistige Landesverteidigung eine Verdichtung und Verengung der Erinnerung herbeizwang. Sie dauerte mindestens bis in die 1960er Jahre an, weswegen sie von Kuhn und Ziegler als entscheidende Periode bezeichnet wird. «Die Phase war geprägt von einer Überlagerung des Ersten Weltkriegs: Die Erinnerungen an und die Geschichten über die Kriegsjahre wurden für politische Ziele im Zweiten Weltkrieg oder im daran anschliessenden innenpolitischen Kalten Krieg funktionalisiert.» In der dritten Phase, die 1970 begann, öffneten sich die Perspektiven wieder, weil neue Forschungen die staatspolitisch abgesicherten Deutungen relativierten. Die Gegenwart schlagen Kuhn und Ziegler einer vierten Phase zu, «in der ein eigentlicher 'Hype' um das Gedenken an den Krieg sowohl die interessierte Öffentlichkeit wie auch die forschende Geschichtswissenschaft prägt».

Die 17 Beiträge sind unter vier Themen zusammengefasst, die den unterschiedlichen Funktionsweisen der Geschichtskultur entsprechen. Der *erste Teil* fokussiert auf die Beziehung zwischen Erinnerungen und ihrer geschichtskulturellen Bearbeitung. Untersucht werden Bildpostkarten (Giuliano Bruhin), die Soldatenliedersammlung von Hanns in der Gant (Karoline Oehme-Jüngling), der Pestalozzi-Schüler-Kalender und der damit verbundene jährliche Kinderzeichnenwettbewerb (Anna Lehninger) und die Hefte des Schweizer Jugendschriftenwerks (Pirmin Meier). Der *zweite Teil* thematisiert Aspekte des «gruppenspezifischen Erinnerungsprozesses», der nach 1918 einsetzte. Im Zentrum stehen die Erzählungen in soldatischen Selbstzeugnissen (Christian Koller) und Fotobüchern (Dominik Sauerländer), die Entpolitisierung des Engagements von Frauen in Erinnerungsschriften (Elisabeth Joris), die Berichterstattung in den

Tageszeitungen anlässlich von runden Jubiläen (David Tréfás), die Funktion von militärischen Festungskomplexen als Erinnerungsorte (Juri Jaquement und Adrian Wettstein) und die Behandlung der schweizerischen Weltkriegsgeschichte im Internet (Jan Hodel). Der *dritte Teil* beschäftigt sich mit geschichtspolitischen Verwendungen, durch welche die Interpretation des Ersten Weltkriegs in bestimmte Richtungen gelenkt wurde. Untersucht werden politische Reden während des Kriegs (Andreas Kley), die Geschichte und Instrumentalisierung des Forch-Denkmales im 20. Jahrhundert (Konrad J. Kuhn) und die beiden Filme «Füsiler Wipf» (Peter Neumann) und «Gilberte de Courgenay» (Béatrice Ziegler). Der *vierte Teil* behandelt historische Deutungen «im Kommunikationsraum zwischen forschender Wissenschaft und interessierter Öffentlichkeit» anhand der Auseinandersetzung um Niklaus Meienbergs «Wille und Wahn» in den späten 1980er Jahren (Rudolf Jaun), der Darstellungen in den Schulbüchern (Michel Schultheiss und Julia Thyroff) und der Inszenierungen in historischen Museen (Carol Nater Cartier).

Wie die kurze Aufzählung der Beiträge zeigt, ist das Unterfangen, verschiedene Spuren und Traditionen zur Schweiz im Ersten Weltkrieg aufzuspüren, zweifellos gelungen. Es tut sich ein Panorama auf, das weit über das bereits Bekannte hinausgeht. Insbesondere in methodischer Hinsicht ist das Buch anregend. Es werden nicht nur die klassischen schriftlichen Quellen, sondern auch private Erinnerungsstücke, Fotos, Filme, Zeichnungen, Denkmäler, Festungen und Museumsstücke zur Interpretation der Erinnerungsgeschichte herbeigezogen. Der Band enthält zahlreiche Abbildungen, die nicht nur der Illustration dienen, sondern eigenständige Aussagen enthalten. Der Verlag hier + jetzt hat hier gute Arbeit geleistet. Überzeugend ist auch die Beweisführung. Aus unterschiedlichen Blickwinkeln wird klar gemacht, warum die Erinnerung an den Ersten Weltkrieg verblasst ist oder wie sie in bestimmte Kontexte gelenkt wurde, die nur noch wenig mit den historischen Ereignissen zu tun hatten. Es wird auf plausible Weise belegt, dass nicht erst im Zweiten Weltkrieg, sondern bereits in den 1930er Jahren tagespolitische Prioritäten eine Umdeutung des Ersten Weltkriegs befördert haben.

Bisweilen herrscht allerdings eine fröhliche Anarchie von Theorien, Methoden und Erzählformen, wie es bei vielen Sammelbänden der Fall ist. Der in der Einleitung aufgespannte theoretische Bogen wird nur von wenigen Beiträgen berücksichtigt. Manche Autorinnen und Autoren beziehen sich auf die internationale Forschung, andere begnügen sich mit Quellenhinweisen und den Details des Einzelfalls. Auch werden gewisse Themen, wie etwa die Bedeutung der Geistigen Landesverteidigung, fast gebetsmühlenartig wiederholt, während die Erinnerung an den Landesstreik vom November 1918 kaum systematisch behandelt wird. Die grosse Nachwirkung des Streiks im politischen Leben der Schweiz zeigt, dass der Erste Weltkrieg in mutierter Form durchaus bis heute in lebendiger Erinnerung behalten worden ist. Für die Linke ist der November 1918 nach wie vor ein sehr wichtiges Datum. Über diese Erzähltradition, die genau so wenig vor Mythenbildung zurückschreckte wie die militärische Erinnerungsliteratur, hätte man gerne mehr gelesen. Nur im Beitrag von Rudolf Jaun kommt dieser Aspekt offen zur Sprache.

Es ist zu hoffen, dass die Pionierarbeit von Kuhn und Ziegler weitergeführt wird. Zum Beispiel könnte man der Frage nachgehen, wie sich die Erinnerung an den Ersten Weltkrieg in der Verwaltungspraxis und der Politik niederschlug. Die Abrüstung nach 1918, das Vertrauen in die internationale Kooperation oder die

Suche nach einer Verständigung zwischen Arbeitgeberverbänden und Gewerkschaften resultierten aus ganz bestimmten Lesarten der Weltkriegserlebnisse. Einiges davon ist schon bekannt, aber eine gründliche Studie, die an die neueste internationale Forschung anknüpft, fehlt. Interessant wäre auch ein Vergleich der schweizerischen Erinnerungskultur mit derjenigen der Niederlande und Schwedens. Die Niederlande hatten bis zum Zweiten Weltkrieg eine ähnliche politische Struktur, das heißt konfessionelle Parteien und eine schwache Linke, und wurden wie die Schweiz vom Ersten Weltkrieg verschont. Ferner kam es auch dort unmittelbar nach Kriegsende zu einem Generalstreik. Der Vergleich mit Schweden wäre interessant, weil das Land wie die Schweiz von beiden Weltkriegen verschont blieb. Es gibt also in diesem neuen Forschungsgebiet noch viel zu tun.

Tobias Straumann, Universität Zürich

Damir Skenderovic, Christina Späti, **Die 1968er-Jahre in der Schweiz. Aufbruch in Politik und Kultur**, Baden: hier + jetzt, 2012, 192 Seiten, 5 Abbildungen.

Während sich die Geschichtsforschung bereits seit längerem mit der 68er Bewegung in den USA oder in westeuropäischen Ländern wie Frankreich und Deutschland befasst, blieb die Protestwelle in der Schweiz grösstenteils unbeachtet. Erst zum 40-jährigen Jubiläum der Bewegung im Jahre 2008 widmete sich eine Reihe von wissenschaftlichen Darstellungen dem Thema. Diese Studien waren allerdings überwiegend regional und lokal ausgerichtet. Die Publikation der Historiker Damir Skenderovic und Christina Späti, die zeitgleich auch auf Französisch erschien, will nun diese Lücke schliessen und bietet eine konzise gesamtschweizerische Überblicksdarstellung der 68er Bewegung. Nicht die systematische Erfassung sämtlicher Ereignisse in der Schweiz ist das Ziel, sondern die summarische Darstellung von Entwicklungen und Gemeinsamkeiten der Protestbewegung anhand von ausgesuchten Beispielen. Die Zusammenfassung zeichnet sich durch eine multiperspektivische Herangehensweise aus: Kultur- und Alltagsgeschichte verbindet sich mit politik- und sozialgeschichtlichen Annäherungen. Folglich verortet das erste Kapitel die Ursprünge der 68er Bewegung in den gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und politischen Entwicklungen der Nachkriegszeit. In Zeiten von Wirtschaftsboom, Massenkonsum und der Entstehung einer neuen Jugendkultur äusserte sich eine Unzufriedenheit über die Diskrepanz zwischen traditionellen Werten und veränderten Lebensformen.

Die 68er Bewegung wird als politisches, kulturelles sowie globales Phänomen begriffen. Die Autoren stellen den Verlauf der Protestbewegung in der Schweiz immer wieder in einen internationalen Kontext, um das transnationale Element herauszuarbeiten. Zum Beispiel wird die bereits gut erforschte Studentenbewegung in den USA, Deutschland, Frankreich oder Italien beschrieben und mit weniger bekannten Episoden aus Mexiko, Thailand oder der Türkei ergänzt. Die Autoren folgern, dass im internationalen Vergleich die Studierendenproteste in der Schweiz und ihre Forderung nach Bildungsreformen verzögert einsetzten – zuerst an Westschweizer Universitäten, dann in der Deutschschweiz – und weniger heftig ausfielen. Eine Erklärung findet sich darin, dass aufgrund der Proteste in den Nachbarländern die Universitätsleitungen und staatlichen Behörden vorgewarnt waren und deshalb Reformbereitschaft signalisierten.

Die Publikation betont überdies die Heterogenität der Bewegung, denn sie wurde nicht nur von Studierenden getragen, sondern auch von Schüler- und Jugendorganisationen, Intellektuellen, Immigranten oder Künstlern. Im Gegensatz

zu Frankreich und Italien spielte die Arbeiterschaft in der Schweiz nur eine geringe Rolle. Den Historikern gelingt es trotz dieser Vielfalt, Gemeinsamkeiten hervorzuheben, um das Bild einer globalen Bewegung zu skizzieren. Allgemein orientierten sich die 68er in ihren Ideegeentwürfen an marxistischen Klassikkern und Werken der Frankfurter Schule. Die theoretischen Grundlagen – Anti-imperialismus, Antikapitalismus und Antifaschismus – vereinten die unterschiedlichen Akteure. Charakteristisch waren auch die neuen unkonventionellen Aktionsformen wie Sit-Ins, Go-Ins oder Teach-Ins. Die Komplexität der diversen politischen Gruppierungen und ihr Verhältnis zueinander mag die Publikation jedoch nicht ganz zu erfassen. Begriffe wie *Neue Linke* bleiben aufgrund fehlender Definitionen doch eher vage. Die Anliegen der 68er drückten sich nicht nur in politischen Parolen aus, sondern auch in künstlerischen Experimenten. Zeitschriften der subkulturellen Szene wie *Hotcha!* aus Zürich oder *Œuf* aus Genf präsentierten die avantgardistischen Entwicklungen in Musik, Literatur und Theater.

Der Hauptteil des Buches widmet sich konkreten Beispielen von Aktionen und Ereignissen um 1968/69, dem Mobilisierungshöhepunkt der schweizerischen Bewegung. Dass der Protest nicht nur auf die grossen urbanen Zentren der Schweiz beschränkt war, zeigen Beispiele aus Luzern, Burgdorf oder dem Tessin. Zwar gilt der *Globuskrawall* in Zürich als Inbegriff der 68er Bewegung in der Deutschschweiz, doch ist die Forderung nach einem autonomen Jugendzentrum auch in Biel oder Lugano präsent. Trotzdem war die Schweizer Bewegung vorwiegend lokal verankert. Die überregionale Perspektive zeigt auf, dass trotz Versuchen einer nationalen Koordination von verschiedenen Gruppen eine breite und langfristige Mobilisierung über die sprachregionalen Grenzen hinaus nicht stattfand.

Obwohl sich die revolutionären Ziele und damaligen Hoffnungen der Bewegten nach grundlegendem politischem und gesellschaftlichem Wandel nicht realisierten, gab es eine Reihe an Nachwirkungen. Neue unkonventionelle Protestformen etablierten sich im politischen Handlungsrepertoire. In enger Verbindung mit der 68er Bewegung stand auch die Entstehung der sogenannt neuen sozialen Bewegungen in den 1970er Jahren, von der Ökologie- über die Anti-Atomkraftbewegung bis hin zur Solidaritäts- und der Frauenbewegung. Die langfristigsten Folgen waren aber weniger eine politische Umwälzung, sondern ein gesellschaftlicher Wertewandel. Die Individualisierung von Lebensentwürfen, die Infragestellung von traditionellen Familienmodellen, die Befreiung von sexuellen Tabus oder die Veränderung von Moralvorstellungen führten zu einem Wandel in alltagskulturellen Praktiken. 1968 wurde zum Mythos und symbolischen Ausgangspunkt für gesellschaftliche Veränderungen.

Die Publikation ist eine gelungen Synthese der Ereignisse, Deutungsmuster und Wirkung der 68er Bewegung in der Schweiz, die aus verschiedenen Perspektiven beleuchtet wird. Mit eigenen Wertungen zurückhaltend präsentieren Skenderovic und Späti knapp und in einem klaren, journalistischen Schreibstil aktuelle Forschungsergebnisse und loten transnationale Gemeinsamkeiten aus. Entstanden ist so eine beeindruckende Sammlung von Fakten und Ereignissen, die jedoch durch den Verzicht eines wissenschaftlichen Apparats (nur eine Auswahlbibliographie ist vorhanden) an Qualität einbüsst. Soll nun ein eher breites Publikum angesprochen werden, hätte die Chance ergriffen werden können, die Geschichte der Bewegung durch Illustrationen zu erschliessen, besonders da die 68er medial präsent waren und häufig visuelle Kommunikationsträger einsetzten.

Im Gegensatz zur deutschen Ausgabe bietet zum Beispiel die französischsprachige Publikation über 40 Abbildungen (Fotos, Flugblätter, Zeichnungen). Diese Kritik soll aber das anspruchsvolle Unterfangen dieser Arbeit nicht abmildern, die Forschungsergebnisse zusammenführt und erstmals einen Überblick aus einer überregionalen Perspektive zur 68er Bewegung in der Schweiz gewährt.

Renate Schär, Siselen

Frédéric Deshusses, **Grèves et contestations ouvrières en Suisse, 1969–1979**, Lausanne/Genève: Ed. d'en bas et Archives contestataires, 2014, 135 pages.

A lire les ouvrages récents sur les «années 68» en Suisse, on pourrait conclure que la contestation qui monte en puissance durant cette période est essentiellement portée par des étudiants, liés à des organisations de la nouvelle gauche. Frédéric Deshusses montre que les mouvements sociaux de la décennie ne se résument pas à ces mobilisations de la jeunesse, mais sont également marqués par un cycle cohérent de contestations ouvrières et de grèves. Celui-ci rompt avec l'at-onie sociale relative et les pratiques de paix du travail consolidées dans les années cinquante et soixante. Avec cette recherche, F. Deshusses fait œuvre de pionnier, d'autant plus que les ouvrages sur l'histoire du syndicalisme ou de l'immigration n'accordent qu'une faible attention à ce cycle de contestations, pourtant essentiellement porté par des travailleuses et travailleurs immigrés. Si les mouvements sociaux en Suisse sont certes d'une ampleur bien plus modeste qu'en France ou en Italie durant la même période, une rupture est pourtant indéniable à l'échelle de l'histoire sociale helvétique: d'un point de vue quantitatif, il y a ainsi davantage de grévistes pour la seule année 1971 – 2267 recensés par les statistiques officielles – que pour l'ensemble de la décennie précédente.

L'auteur montre de manière convaincante que les grèves de la décennie 1969–1979, par une série de caractéristiques communes, forment un cycle cohérent. Ainsi, en toile de fond, il y a la restructuration de grande ampleur que connaît le système capitaliste en Suisse durant cette période, impliquant des bouleversements en profondeur dans les méthodes de production, ainsi que la suppression de nombreux postes de travail. Une vague de fusions-acquisitions conduit à la disparition d'entreprises familiales, rachetées par des multinationales qui cherchent à augmenter la rentabilité en intensifiant les méthodes de production. Ce processus se heurte à la résistance plus ou moins active des salariés. Les suppressions de postes – qui affectent prioritairement les travailleurs saisonniers dont le permis de séjour est conditionné à l'obtention d'un emploi – interviennent surtout dans la deuxième moitié de la décennie 1970, marquée par la crise économique qui fait suite au choc pétrolier de 1973: 300 000 emplois disparaissent ainsi dans les années 1970, une perte en quelque sorte absorbée par le départ de 200 000 travailleurs saisonniers.

Un autre point commun à ces mouvements de contestation, c'est qu'ils surgissent à chaque fois hors de l'encadrement syndical traditionnel. Ainsi, en 1970, lorsque 200 saisonniers de l'entreprise de construction Murer se mettent en grève sur le chantier d'un centre commercial à Genève, la direction du syndicat FOBB signe rapidement un accord avec l'employeur, qui ne donne pas satisfaction aux grévistes, tout en exigeant d'eux qu'ils reprennent le travail sous peine de licenciements. L'auteur analyse toutefois l'évolution des grands syndicats comme la FOBB et la FTMH, qui passent d'une attitude hostile aux grévistes au début de la décennie – ceux-ci étant dénoncés comme des travailleurs manipulés par l'ex-

trême gauche et, en tant qu'étrangers, incapables de comprendre les règles du «partenariat social» helvétique – à une ligne plus ouverte; évolution que le secrétaire de la FOBB Enzo Canonica a résumé par la notion de «paix du travail relative». Mais ces évolutions au sein de l'appareil syndical ne se font pas sans heurt: une fronde interne portée par des secrétaires et des travailleurs syndiqués plaidant pour une ligne plus combative est ainsi étouffée par la direction de la FTMH en 1977, celle-ci décidant le licenciement de deux secrétaires syndicaux jugés trop critiques.

Si les syndicats ont généralement cherché à freiner ces mobilisations ouvrières, l'auteur montre que celles-ci ont pu s'appuyer en revanche sur le réseau des militants de la nouvelle gauche, organisés dans des groupes «parasyndicaux», très actifs dans la solidarité matérielle et publique avec les grévistes. C'est là un autre trait original de ce cycle de contestations. Sur ce point, l'analyse de l'auteur bat en brèche le cliché représentant des étudiants gauchistes qui auraient compensé leur absence de lien avec le monde du travail par une phraséologie ouvrière et révolutionnaire: ces liens entre des secteurs combatifs du salariat et les militants politisés par les mobilisations de 1968 ont été au contraire nombreux. La disparition de ces groupes à la fin de la décennie constitue d'ailleurs l'un des signes de la fin du cycle de contestations.

L'auteur plaide enfin pour la construction d'une histoire sociale des années 1969–1979 qui ne se focalisera pas de manière exclusive sur les moments les plus visibles de la contestation, mais qui tiendrait compte des processus «infra-politiques» qui ont préparé ces mobilisations ou qui, au contraire, les ont empêchées de se transformer en conflit ouvert. Une tâche difficile pour l'historien, dans la mesure où les rapports de travail au quotidien laissent beaucoup moins de traces que les grèves médiatisées. L'auteur relève néanmoins ce défi à travers une étude de cas centrée sur le militantisme d'ouvrières genevoises. Souvent tâtonnant, cette activité discrète des salariées a néanmoins préparé le terrain à de futures mobilisations de ces femmes qui accomplissent les tâches les plus fastidieuses au sein de l'entreprise et sont les premières visées par les licenciements économiques qui se multiplient après 1974. Comme les ouvrières sont tenues à l'écart de toute information concernant la marche de l'entreprise, l'auteur montre qu'un des enjeux centraux pour ces ouvrières a été d'exiger une transparence sur l'état des commandes, afin de contester les restructurations économiques illégitimes.

Cet ouvrage – F. Deshusses le souligne lui-même – ne constitue qu'une étape vers une meilleure connaissance de l'histoire sociale de la période. Se concentrant sur des études de cas mises en contexte, il n'a pas la vocation d'offrir une vue exhaustive ou même synthétique. Mais, par le souci de recenser, en annexe, toutes les grèves de la décennie ainsi que les fonds d'archives qui les documentent, dont beaucoup ne sont pas encore inventoriés, cette étude est à même de stimuler des recherches futures. Celles-ci seront appelées à compléter un tableau qui comporte encore de nombreuses parts d'ombre: en particulier, le panorama de la contestation ouvrière dressé par l'auteur laisse largement de côté la partie alémanique du pays. Il semble que la contestation ouvrière y ait été plus timorée durant les années 1969–1979, pour des raisons qu'il reste encore à expliciter.

Hadrien Buclin, Lausanne

Documents Diplomatiques Suisses, Vol. 25 (1.1.1970–31.12.1972), Directeur de la recherche: Sacha Zala, Zurich: Chronos Verlag, 2014, 532 pages.

Le volume 25 de la collection, qui paraît à un rythme soutenu, présente 184 documents originaux variés et bien annotés. Ils peuvent être utilisés commodément grâce à diverses tables bien conçues. Le texte peut en outre être complété par près de 1900 documents accessibles dans une base de données électroniques pour laquelle il fait fonction de boussole. Les documents publiés sont la quintessence de la consultation par un groupe de recherche de 4 000 volumes d'archives. La sélection définitive des documents vise à obtenir une illustration large et caractéristique de domaines les plus divers. La consultation n'a été refusée par l'administration que pour un certain nombre de dossiers nommément désignés, dont la plupart concernent l'Afrique du Sud.

Le lecteur qui entreprend de lire les textes en suivant la chronologie n'y trouvera ni un panorama de l'évolution de la politique internationale pendant les trois années qui précèdent la première grande crise énergétique mondiale, ni un tableau cohérent des relations internationales de la Suisse pendant cette période. La première impression est plutôt d'une juxtaposition de pièces écrites, qu'il faudra réassembler pour tenter de composer une mosaïque. Une connaissance préalable du contexte international, du système politique suisse et de l'organigramme de l'administration fédérale sont nécessaires pour tirer profit des éléments livrés.

Une introduction concise de Sacha Zala résume les champs géographiques et thématiques du volume: principales lignes de force politiques, relations économiques et financières, coopération économique et technique, organisations internationales, intégration européenne, «intérêts étrangers», actions humanitaires, migrations et réfugiés, politique sociale, Suisses de l'étranger, ancrage en politique intérieure.

Lorsque le Secrétaire général du Département politique écrit une note au Président de la Confédération relative à la reconnaissance de la RDA (N° 179), il le fait par écrit «parce qu'il n'a pas pu l'atteindre». Ceci nous rappelle que, dans le Palais fédéral, les interactions quotidiennes entre preneurs de décision, parlementaires, journalistes sont aisées et n'ont souvent pas besoin de la forme écrite. On doit donc se demander si le document archivé ne risque pas de donner finalement une vision plus formelle de la politique que sa réalité. Lorsque une proposition départementale se heurte à des «co-rapports» divergents, les textes peuvent éclairer un éventuel arbitrage du Conseil fédéral. Mais le cas est rare, car le plus souvent les divergences sont aplaniées au préalable dans des conciliabules discrets. Ou bien, l'affaire est considérée comme «pas mûre». Dans les rapports entre la centrale et ses agents à l'étranger, le document écrit est plus nécessaire, encore qu'il faille bien voir le rôle croissant des communications orales, du téléphone, ainsi que de la multiplication des pourparlers de délégations.

Dans son image d'un monde où le capitalisme se globalise, la Suisse officielle du début des années 70 se voit partie des pays industrialisés et reconnaît la priorité d'aménager, de manière peut-être irréversible, les échanges commerciaux du pays avec ses voisins européens. Les flux quantitatifs du commerce extérieur continuent en effet d'être un jalon pour les relations bilatérales, mais même la Division du commerce se défend de vouloir être uniquement «mercantile». On enregistre le phénomène de la délocalisation du travail. Devant l'inondation de dollars USA, qui pousse le franc suisse à la hausse, l'importance croissante des flux financiers est perçue et l'expansion démesurée des banques est jugée mal-

saine. Face aux pays communistes, la Suisse aborde la détente naissante sans illusions. Elle sait que les notions de démocratie, liberté, sécurité, coexistence, coopération n'ont pas le même sens à l'Est et «chez nous». Elle reconnaît la montée de la Chine. Elle adopte la rhétorique selon laquelle les pays dits «en voie de développement» doivent être «aidés» à rattraper leur retard en même temps que les investisseurs doivent être protégés et favorisés. L'ONU technique est jugée plus efficace que l'ONU politique, dont la Suisse n'est pas encore membre. Sur des fronts sensibles, des milieux engagés aiguillonnent les autorités, ainsi l'Aide au Vietnam (du Nord) de la Centrale sanitaire suisse ou le Mouvement anti-apartheid à Genève. Les actions violentes de l'OLP contre l'aviation civile, qui frappent directement la Suisse, sont traumatiques. Persuadée d'agir de manière raisonnable, la Suisse officielle se méfie des «extrémistes étrangers», ainsi que des peuples exotiques «qui ne raisonnent pas comme nous» et dont on ne peut pas calculer les réactions.

Le gouvernement et l'administration publique dirigeante de la Suisse ne comptent alors que quelques dizaines de personnes, émanant d'un système politique démocratique soucieux de convergence. L'appareil diplomatique du pays, plus ou moins homogène, est disséminé sur la planète, mais est également peu nombreux. Les documents publiés montrent que ce groupe de personnes, malgré ses limites, a été confronté à un nombre considérable de problèmes, certains bien connus, mais aussi à des situations nouvelles, voire imprévues. Par la force des choses, il a traité les questions au fur et à mesure qu'elles s'imposaient à lui. Il a discerné sur son radar les évolutions en cours en fonction de ses capacités de perception, de réflexion et d'imagination, de ses habitudes mentales, sans doute aussi de ses préjugés. Il a réagi consciemment ou intuitivement en mettant en œuvre des notions acquises, des expériences éprouvées. Son fonctionnement au jour le jour a été marqué par la préférence donnée au pragmatisme sur l'effet publicitaire et par le souci de concilier l'opportunité au respect des principes.

Un grand commis de la Confédération, Raymond Probst, fournit de bons exemples de documents où tout est brillamment orchestré. Il domine les situations, dont il maîtrise les détails. Il connaît ses interlocuteurs haut placés, ses collaborateurs, les comparses qu'il va utiliser, les chefs qu'il saura convaincre. Il a déjà conçu la solution raffinée qui l'emportera. Sur quoi, il organise une réunion pour entériner la décision, dont le document reproduit le scénario!

Les documents publiés évoquent des procédures techniques, des calculs de calendrier, des considérations de protocole, des consultations de routine entre offices, des conformités à obtenir avec telle ou telle base juridique ou avec les grands principes de neutralité, universalité, solidarité. En termes mesurés et feutrés, une politique consciencieuse s'élabore, où n'ont pas place les interrogations, les émotions ou les enthousiasmes trop humains. Les documents donnent l'image d'une politique avisée dominée par le respect scrupuleux de l'ordre juridique et par le souci d'y conformer toute décision. Sans être bouleversant, ce modelage de la participation suisse à la vie internationale aménage un mode discret et original de présence au monde.

Pierre Luciri, Berne

Lukas Zürcher, **Die Schweiz in Ruanda. Mission, Entwicklungshilfe und nationale Selbstbestätigung (1900–1975)**, Zürich: Chronos Verlag, 2014, 378 Seiten, Abbildungen.

Die Publikation präsentiert die Ergebnisse der Dissertation von Lukas Zürcher, die 2012 von der Universität Zürich auf Antrag von Prof. Dr. Gesine Krüger

und Prof. Dr. Georg Kreis angenommen wurde. Die Arbeit zeigt die Verflechtung zwischen der Schweiz und Ruanda im 20. Jahrhundert im Kontext von Mission und Entwicklungshilfe auf. Sie zeichnet insgesamt ein ambivalentes Bild des schweizerischen Einsatzes in Ruanda.

Das Buch beginnt mit einem Kapitel zur «Kolonialen Mitarbeit», das den schweizerischen Missionseinsatz in Ruanda und insbesondere die Tätigkeit der Missionsgesellschaft der Weissen Väter thematisiert. Diese entwickelte sich zu einer der massgeblichen gesellschaftlichen und politischen Kräfte des Landes. Schlüsselfigur dabei war der Schweizer André Perraudin, der 1956 bzw. 1959 als Bischof bzw. Erzbischof von Kabgayi zum mächtigsten Mann innerhalb der katholischen Organisation in Ruanda aufgestiegen war. Besonders erhellend sind die Ausführungen Zürchers zur Frage, inwiefern die Schweizer Missionsleute zu der Erfindung von Hutu und Tutsi (Ethnogenese) sowie zu der Analogiebildung zwischen der Schweiz und der «Schweiz Afrikas» als «Bergbauerndemokratien» beigetragen haben (S. 136).

Nach der Abschaffung der Tutsi-Monarchie 1961, in deren Folge viele Tutsi ins Ausland flohen, erlangte Ruanda 1962 als Republik die Unabhängigkeit. 1963 wurde Ruanda von Bundesbeamten als ein Schwerpunktland der schweizerischen Entwicklungshilfe ausgewählt. Sie betrachteten Ruanda als ein vielversprechendes Entwicklungsland, in dem ein Flüchtlingsproblem eine Chance darstellte, um sich vermittelnd einbringen zu können, ein Land das landwirtschaftlich geprägt und von europäischer Urbanität verschont geblieben war, das gleichzeitig ein grosses Mass an wirtschaftlicher Unabhängigkeit aufwies, eine ‘bereinigte soziologische Struktur’ hatte und von einem vermeintlich vernünftigen Präsidenten geführt wurde (S. 132f.). Das zweite Kapitel zur «Gegenseitigen Partnerwahl» zeigt den reziproken Auswahlprozess als Geber- bzw. Nehmerstaat. Ruanda war dabei nicht passiv, sondern aktiv an der Beziehungsaufnahme beteiligt. Die Beweggründe der ruandischen Regierung zu dieser engen Entwicklungszusammenarbeit mit der Schweiz bleiben jedoch eher etwas unscharf, was mit der mehrheitlich schweizerischen Quellenlage zu tun haben mag (S. 124, 138).

Die Kapitel zur «Widersprüchlichen Zusammenarbeit» und zur «Hartnäckigen Hilfe» zeigen den Aufbau der schweizerischen Entwicklungshilfe in Ruanda, das Streben nach internationalem Prestige auf beiden Seiten und die Konstruktion des idealtypischen Schweizer Experten bzw. Freiwilligen. Die wichtigsten zwei Projekte der schweizerischen Entwicklungshilfe waren der Aufbau der Produzenten- und Konsumgenossenschaft (Trafipro) sowie zwischen 1963 und 1975 die Entsendung von fünf Beratern für den ruandischen Präsidenten.

Die Zusammenarbeit verlief nicht ohne Krisen und Rückschläge und die schweizerische Entwicklungshilfe wurde von der ruandischen Regierung zeitweise mehr geduldet als geschätzt. Ein ranghoher Experte bezeichnete das Engagement der Schweiz einmal als «rage d’assister le Rwanda malgré lui» und bringt mit dieser kritischen Formulierung die Situation auf den Punkt (S. 306). Es kam immer wieder zu ethnischen Konflikten, auch staatlich organisiert, die zu «ethnischen Säuberungen» und Fluchtbewegungen führten. Dabei stellte sich den Schweizer Entwicklungsfachleuten und Diplomaten in Ruanda und in Bern immer wieder dieselbe Frage: weitermachen oder abbrechen? Die schweizerischen Entscheidungsträger entschieden sich weiterzumachen. Das Interesse an der Kontinuität der Projekte war zu stark; zu viele Ressourcen waren bereits in Ruanda investiert worden. Zudem zeigten Öffentlichkeit und Parlament in der

Schweiz nur wenig Interesse an den Vorgängen in Ruanda und allfälligen Implikationen für das schweizerische Engagement.

Die Schweizer Akteure und Akteurinnen hatten sich mit der Gewalt arrangiert und durch eigene Interpretationen der Gewalt ihr Entwicklungsengagement gerechtfertigt. Zu diesem Ergebnis kommt Zürcher durch eine akribische Analyse der individuellen Verarbeitungsmuster der Gewalt durch die Entwicklungsfachleute einerseits sowie der politischen Verarbeitungsmuster der Gewalt durch die Entscheidungsträger andererseits. «Mit wenigen Ausnahmen nahmen die Schweizer und Schweizerinnen eine Haltung des Wegschauens und der Verharmlosung ein, die von kolonialistischen Denkstrukturen, persönlichen Karrierelogiken oder situationsspezifischen Befindlichkeiten geprägt war und so in letzter Konsequenz zur Legitimation der Gewalt gegen die Tutsi beitrug, die von der Täterschaft meist im Einvernehmen mit der ruandischen Regierung ausgeübt wurde» (S. 319). Die offizielle Schweiz hat kaum je Kritik geübt und ist so mit der Hutu-Regierung in Kigali ein komplizenhaftes Abhängigkeitsverhältnis eingegangen (S. 315). Die Gründe für diese Zurückhaltung waren kurz zusammengefasst kolonialistischer und realpolitischer Natur. So kommt Zürcher zum Schluss, dass der Wunsch der Schweiz Hilfe zu leisten einerseits und der Drang nach Bestätigung ihres nationalen Selbstverständnisses als neutraler, solidarischer, antikolonialer, bescheidener, leistungsfähiger, bürgerlicher und demokratischer Kleinstaat andererseits in einem widersprüchlichen und konflikthaften Verhältnis standen, was zu einer Vielzahl unbeabsichtigter und ambivalenter Resultate führte (S. 16f., 313).

Bemerkenswert ist die Vielfalt verwendeter Quellen, die Zürcher in vier Gruppen einordnet: Akten des Schweizerischen Bundesarchivs, die Auskunft geben über das Handeln und die Analysen der Beamten der Schweizerischen Entwicklungshilfe; Zeitungen und Zeitschriften aus der Schweiz und Ruanda zur Rekonstruktion der Resonanz des schweizerischen Ruanda-Einsatzes in den Medien und der öffentlichen Debatte über Ruanda; Film und Fotomaterial sowie sogenannte Ego-Dokumente wie Tagebücher, persönliche Aufzeichnungen aller Art und Oral History-Dokumente. Zürcher hat 34 Zeitzeuginnen und Zeitzeugen interviewt, davon fünf Ruander. Mit den Schweizer und Schweizerinnen führte er zusätzlich zu den Interviews ein Erinnerungsseminar durch (S. 36). Diese Diversität an Quellen und Methodik erlaubt es Zürcher neben der staatlichen, politischen Ebene der Entscheidungsträger auch die Ebene des individuellen Handelns aufzuzeigen. Die subjektiven Erinnerungen tragen zu einer einzigartigen Sicht auf die Lebenssituation und das Selbstverständnis der Entwicklungsfachleute vor Ort, auf die Widersprüche, Ambivalenzen und Dilemmata im Entwicklungsalltag bei (S. 28–30). Gerne würde man über die Rezeption der schweizerischen Präsenz durch die Ruander und Ruanderinnen mehr erfahren. Die fünf ruandischen Interviewpartner kommen in dem Buch leider nur spärlich zu Wort (insgesamt etwa vier Mal: S. 171, 225f.).

Zürcher schafft es ohne Weiteres, seinen Anspruch, die herkömmliche politik- und wirtschaftshistorisch ausgerichtete Forschung zu schweizerisch-afrikanischen Beziehungen mit einer sozial- und kulturhistorisch angelegten, global eingebetteten Mikrostudie zu ergänzen, zu erfüllen (S. 28). Das Buch ist überaus lesenswert, flüssig und spannend geschrieben. Als nützlich erweist sich zudem der ausführliche Anhang u.a. mit einer Chronologie der Beziehungen zwischen der Schweiz und Ruanda.

Marisa Birri, Bern

Tobias Daniels, **Diplomatie, politische Rede und juristische Praxis im 15. Jahrhundert. Der gelehrte Rat Johannes Hofmann von Lieser**, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht unipress, 2013 (Schriften zur politischen Kommunikation, Bd. 11), 581 Seiten, 7 Abbildungen.

Daniels setzt sich zum Ziel, am Beispiel Johannes Liesers exemplarisch die diplomatische Karriere, die politische Oratorik und die juristische Praxis eines gelehrt Beraters im 15. Jahrhundert zu analysieren und so zu neuen Erkenntnissen über die Qualitäten eines deutschen gelehrt Rats dieser Zeit zu gelangen, der dem neuen Typus eines nicht aufgrund von Adel, sondern von Eignung und Bildung berufenen angehört. Lieser, lateinisch Lysura, war schon bei den Zeitgenossen berühmt und bei konziliar Gesinnten auch berüchtigt, wovon der Spottvers zeugt: «Cusa et Lysura pervertunt omnia iura» / «Cusanus und Lieser verdrehen jedes Recht», der nach der Abkehr auch dieser beiden vom Basler Konzil nach dem Bruch mit Papst Eugen IV. umlief. Auch in der modernen Historiographie ist Lieser kein Unbekannter. Daniels legt nun aber eine sehr sorgfältig und umsichtig unter Ausschöpfung des weit verstreuten Quellenmaterials erarbeitete umfassende Monographie zu ihm vor.

Der erste Abschnitt ist streng chronologisch gegliedert. Von mittelbürgerlicher Abkunft – die Namen der Eltern sind hier erstmals erfasst – hat Lieser als Trierer Kleriker in Heidelberg, Erfurt und Leipzig studiert und in Siena 1429 in kanonischem Recht doktoriert. Aus gemeinsamem Studium hat sich ein stabiles Netzwerk entwickelt, in dem sich Familien- und Freundeskreise von Lieser und Cusanus überschnitten. In Briefwechseln und Manuskripttausch kann Daniels die Personengruppen fassen. Entscheidend für Liesers Karriere wurden die Jahre 1434–1437 am Basler Konzil, wo er zuerst als Rat und Anwalt Ulrichs von Manderscheid im Prozess um das Trierer Bistumsschisma agierte, aber zusammen mit seinen Mitstreitern Nikolaus von Kues, Ludovico Garsi, Stefano Caccia, Helwig von Boppard das Urteil zugunsten des Gegners Raban von Helmstatt nicht verhindern konnte. Nicht wie bisher angenommen erst unter Dietrich von Erbach, sondern schon unter seinem Vorgänger Konrad von Dhaun trat Lieser 1434 in die Dienste des Mainzer Erzbischofs. Nach der Wahl Dietrichs war Lieser dann damit beauftragt, die Wahlbestätigung und das Pallium vom Papst einzuholen und Verhandlungen über die Servitienzahlungen zu führen. Am Konzil wurde er Mainzer Gesandter und Interessenvertreter und arbeitete als Mitglied der Glaubensdeputation, des Zwölfmännerkollegiums und als Rotarichter. Dass er ein Kollegialgutachten der Rota parteiisch abfasste, erscheint dem Rezensenten doch in einem etwas negativeren Licht als dem Verfasser. Nach Ende 1437 begegnet er in den Gremien des Basiliense nicht mehr, blieb aber Mainzer Gesandter zum Konzil und war mit der Kirchenpolitik seines Kurfürsten befasst. Lieser war in die Aushandlung der Konditionen der Mainzer Akzeptation involviert, in denen der Mainzer Erzbischof versuchte, aus der Neutralitätspolitik Vorteile zu schlagen. An einer Geheimbesprechung in Koblenz im Juli 1439 vereinbarten Lieser, Johannes von Gelnhausen, Cusanus und Tilman von Linz, dahin zu wirken, dass ihre Fürsten in kein Dekret einwilligen würden, aus dem ein Schisma entstehen könnte. Das stützt die Forschungsmeinung, Lieser sei eine treibende Kraft beim seit dem Frühjahr 1441 deutlichen Kurswechsel Dietrichs von Erbach in der Kir-

chenpolitik gewesen. Im Konflikt zwischen Friedrich III. und den Kurfürsten in der Kirchenfrage vertrat Lieser als Mainzer Rat die kurfürstliche Sache. Die Summe der beigebrachten Indizien erhärtet die Annahme, Lieser sei an der dem König Mitte Juli 1443 überreichten kurfürstlichen Denkschrift zur Aufgabe der Neutralität zwischen Papst und Konzil beteiligt gewesen. Am Frankfurter Tag schlossen die Kurfürsten von Köln, Trier, Mainz, der Pfalzgraf und Boten der Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg nach der Exkommunikation des Kölner und des Trierer Erzbischofs durch Eugen IV. ein Defensivbündnis und legten die Bedingungen für eine Einigung mit dem Papst fest. Lieser hat die kurfürstliche Position hier gegenüber den päpstlichen und königlichen Gesandten sehr aggressiv vertreten. Nach Daniels' Einschätzung wäre er in Vertretung der kurfürstlich-oligarchischen Position im Streit um die Kirchenpolitik sogar bereit gewesen, die Anerkennung Felix' V. in Kauf zu nehmen. Gemäss Enea Silvio Piccolomini haben dann er selbst und Lieser entschlossen die am 7. Februar 1447 erfolgte Oboedienzleistung gegenüber Eugen IV. betrieben und so den Kirchenstreit beendet. Daniels bezeichnet diesen Erfolg einer seit 1439 stetig auf eine Versöhnung mit dem Condulmer-Papst hinarbeitenden Politik als die politische Hauptleistung Liesers. Er nennt Gründe dafür, dass Lieser danach bewusst nicht mehr in die Verhandlungen der Kirchenfrage einbezogen worden ist. Aus den Quellen lasse sich jedenfalls die ältere Meinung nicht belegen, dass ihm eine wichtige Rolle beim Aschaffenburger Konkordat zugekommen wäre. Liesers Verbindung zu Mainz schwächte sich ab. Eine neue Aufgabe stellte sich ihm zu Beginn der 1450er Jahre als reichs- und kirchenpolitischer Berater des Trierer Erzbischofs Jakob von Sierck. Damit erfolgte ein Übergang vom stiftisch gebundenen zu einem freieren Dienstverhältnis des Rats. Lieser wurde fallweise engagiert, um das Territorium Jakob von Siercks durch gesteigerte Aktivität auf Reichsebene voranzubringen, Familienpolitik insbesondere zugunsten Philipps von Sierck und die Einigungspolitik mit dem Pfalzgrafen Friedrich dem Siegreichen zu betreiben. Eng damit verbunden war die Frage der Reichsreform. Die Opposition zwischen König und Kurfürsten spitzte sich 1452 zu. Lieser hat die kurfürstliche Politik Ende 1452 in Wiener Neustadt und im Frühjahr 1453 in Rom diplomatisch vertreten. Die Verhandlungen um die in diesem Zusammenhang vom Kaiser erbetene Anerkennung der Arrogation der Pfalz durch Friedrich den Siegreichen waren für Lieser ein klarer Misserfolg. Hingegen erreichte er in Rom dafür päpstliche Unterstützung. Gescheitert sind aber schon hier die von Lieser im Dienste des Sierckers unternommenen ersten Schritte zur Errichtung einer grossen geistlichen Territorialherrschaft im Westen des Reiches, die unter den Sierckern und den Wittelsbachern der pfälzischen Linie zu einer Führungslandschaft im Reich hätte werden können. Endgültig gescheitert ist das Projekt mit dem frühen Tod des Erzbischofs von Trier. In Rom pflegte Lieser vielfältige Kontakte mit Kardinälen und Kurialen. Auf den Reichstagen von Regensburg, Frankfurt und Wiener Neustadt 1454/55 traf die kaiserliche Forderung nach einer Beteiligung der Kurfürsten an einem Türkencreuzzug auf die Gegenforderung, zuerst seien Reichsreformen zu beschliessen. Lieser hat in Regensburg dazu eine überlieferte Rede gehalten. In Frankfurt sprach er im Auftrag des Deutschen Ordens in dessen Konflikt mit dem polnischen König. Die Meinung, dass die Denkschrift zum Abschied der geistlichen Kurfürsten in Wiener Neustadt 1455 von ihm verfasst sei, lässt sich nicht erhärten. Lieser hat an diesem Tag auch nicht teilgenommen. Entgegen der Forschungsmeinung hat Lieser das Angebot einer

Löwener Professur schon am 6. März 1455 vor dem Tod Jakobs von Sierck angenommen. Auch in Löwen hat er als universitätsnaher Rat nebenbei diplomatische Aufträge übernommen. Schon im Frühjahr 1458 hat er die Professur aufgegeben und sich in die Dienste des Pfalzgrafen Friedrichs des Siegreichen begeben, der sich zum Haupt der Fürstenopposition gegen Friedrich III. aufschwang. Lieser ist jedoch Ende August 1459 verstorben, ehe er intensiver tätig werden konnte. Nach diesem das Buch beherrschenden Hauptabschnitt wird wesentlich kürzer auf die politische Oratorik eingegangen. Daniels untersucht die beiden überlieferten Reichstagsreden im Bestreben, einen neuen Zugang zur verfassungspolitischen Bedeutung von Texten dieser Art umzusetzen, sie nicht auf Fakten zu befragen, sondern sie als oratorisch-persuasive Werke zu würdigen. Dabei interessieren Überlieferung und Auslegung in der Forschung, rednerische Ausgangssituation, Argumentationsgang, argumentative Strategie und dabei eingesetzte Mittel sowie Wirkung und Rezeption. Bei der oft analysierten Regensburger Rede zeichnet Daniels insbesondere die starke Umarbeitung und Umdeutung durch Enea Silvio in dessen lateinischer Fassung genau nach, während als Grundlage einer Analyse nur die beiden Kanzleikopien herangezogen werden können, die indessen auch nicht den Wortlaut überliefern. Lieser bringt inhaltlich nichts Neues, arbeitet mit Übersetzungen und Polemik, setzt statt des Begriffs der «natio» denjenigen der «Gezunge» und erhebt damit Sprache zum Integrationsfaktor des Reichs. Daniels sieht in der Rede «eine Art von symbolischem Akt der Einträchtigkeit des Reichs gegen den Kaiser und mit seinem schärfsten dynastischen Konkurrenten». Die Frankfurter Rede beinhaltet eine Apologie des Deutschen Ordens, dessen Rechtsposition sich vom Unrecht absetzt, das dem Orden durch den König von Polen angetan worden ist. Der dritte, gleichfalls kurze Abschnitt gilt der juristischen Praxis. Lieser war kein herausragender Jurist. In den wenigen überlieferten Consilia lässt sich Innovatorisches nicht finden. Die Parteigutachten der Löwener Zeit begünstigen jeweils die den Auftrag erteilenden kirchlichen Institutionen. Die einzige erhaltene Vorlesung (über *De constitutionibus* in den Dekretalen Gregors IX. X.1.2.1) ist nie gedruckt worden und handschriftlich nur sehr dünn überliefert, da sie offenbar nicht geschätzt wurde. So erscheint dem Rezensenten das Wirken Liesers doch auch vielfach ein Scheitern gewesen zu sein. Hingegen ist das vorliegende Buch rundum gelungen. Daniels beherrscht souverän die Quellen und die breite Literatur, er hat eine vorzügliche Kenntnis von Stand und Kontroversen der internationalen Forschung in allen angesprochenen Fragen, methodisch erfüllt das Buch alle Erwartungen und nicht zuletzt erfreut es durch klaren Aufbau und eine unprätentiöse gepflegte Sprache.

Hans-Jörg Gilomen, Universität Zürich

Emma Rothschild, **The Inner Life of Empires. An Eighteenth-Century History**, Princeton/Oxford: Princeton University Press, 2011, paperback 2013, 483 pages.

This gem of a book is many things at once. It is the closely documented and expertly narrated story of a large and politically important Scottish family in the eighteenth century, the Johnstones. Through their long-distance travels and correspondence, their numerous acquaintances and household staff, the Johnstones were closely associated with the expanding British Empire. The book is also an inspiring demonstration of the use of the varied tools now available to the historian: a close reading of a great mass of archival material is enhanced in it by the judicious exploration of electronic databases and the Internet. Bringing an inno-

vative approach to her reading of the thousands of unpublished letters, in which the work is grounded, and displaying an up-to-date knowledge of the secondary literature, Emma Rothschild has done more than produce a remarkable family history and complete a highly demanding investigation, in which no stone has been left unturned. Her book is a brilliant achievement in what the author identifies as «the new microhistory» and a sophisticated statement on the possibilities of this genre.

To begin with the family history: the Johnstones, four sisters and seven brothers, did much in their lives. Most of them were involved in military conflicts, four of the brothers were elected to Parliament, they served in India, North America and the Caribbean, acquiring property there and in Scotland, and they frequently found themselves in legal disputes over their possessions. They took passionate stands both for the continuation of the slave trade, which enriched the empire and themselves, and for its abolition on humane grounds. Their lives brushed against those of two slaves, brought to Scotland through the channels of empire. One was a young woman from Bengal called «Bell or Belinda», who became the last person to be recognized as a slave by a British court. Having been found guilty of infanticide, she was deported to Virginia in 1772. The other was Joseph Knight, who, only six years later, was the first slave to be recognized as a free person by a court in Scotland. Both, especially «Bell or Belinda», whose periodic reappearances in this book have a rhythmic cadence, are key protagonists of it alongside the privileged Johnstones. The brothers and sisters helped each other with money and lent each other moral support, but they also quarrelled, had children in and out of wedlock and worried about their education, devised schemes for advancement in life and faced many disappointments, tried to imagine the turns the future would take and – being men and women of the Enlightenment – they put their feelings in writing. Although they published little, they corresponded abundantly both between them and with many other people, including leaders of the Scottish Enlightenment, with whom they were on intimate terms, and they made wills and Parliament speeches. Many of their words have survived. Rothschild has read all the Johnstone papers she could find and followed every thread leading out of them. Aiming to reconstruct the paths of the Johnstones' lives in their historical context, she also aspired to understand how they thought and what they felt. Together with the archival grounding of her research, this effort makes Rothschild's book seem «old-fashioned», as she often puts it (e.g. 266). The subtitle plays with the impossible conceit of writing «an eighteenth-century history». Yet there can be no doubt that *The Inner Life of Empires* is cutting-edge history writing for our time.

Reaching for the «inner life» is central to Rothschild's undertaking, for she is keenly interested in the ideas as well as the sentiments of her protagonists. She is aware of how close this pursuit brings her to the terrain of the novelist; interestingly, she locates the difference between the two kinds of writing in «the limits of historical inquiry», or «the restrictiveness of the historian's investigations» (8, 282). Asking what people in the past felt, or what was their «character», only looks like an eighteenth-century history or a nineteenth-century historical novel, however: Rothschild poses these questions as a scholar writing after the appearance of the history of mentalities and the history of emotions rather than as a contemporary of Walter Scott's. Indeed, Rothschild's book has less of Scott (whom it quotes) and more of Borges' *Pierre Menard*, as the author rewrites (repeatedly, and with full consciousness of the repetitions) fragments and sentences from eighteenth-century letters into her late modern text. Of course Rothschild selects

which fragments to paste into the main text of the book and which longer quotations to let blossom in the endnotes, which, extending over 150 pages, are an enormously rich and marvellously tuned component of her work. By a process of elimination, she also determined the much larger body of textual matter that remains outside the book, only available in the archives. One frequent effect of such usage is estrangement: as we read these English words in pre-standardized spelling through the lens of a modernized sensibility, often enough we will be amused when the eighteenth-century writers were serious or grave. Consider the following strings of whimsically capitalized nouns, unencumbered by punctuation: «doubts difficulties objections Answers etc. etc. and etc.» (18), or «Reckonings Quarrels Controversies Claims and Demands» (99). Despite this estrangement, the book also arouses empathy: together with the historian, we will come to relish the Johnstones' language, find some phrases in their correspondence moving and even recognize that on some questions of our common humanity the difference between their age and ours is not that great. Both effects have been fully anticipated by the author, who intends to entertain as well as to edify.

The new microhistory as Rothschild practices it thrives on «names», which is to say the biographies of individuals. It exploits the new technological possibilities, opened up by the information revolution, to demonstrate long-distance connections between historical actors in unprecedented detail (277–279). The method is perfectly assisted by a relentless effort of the historical imagination: without this «effort to imagine, or think oneself into the lives and the values of individuals in the past» (300), all the names and dates in the book would mean nothing to us. The cover reproduces a family portrait, which metonymically represents the book itself («this is a family portrait», 9). Within the pages of the book, readers will find its cover image subtly interpreted. There are no illustrations other than six sombrely drawn and untitled – and all the more eloquent for that – maps of the protagonists' travels, which follow the Notes. In a book every detail of which has been thought through, these design choices fit in with Rothschild's exquisite blend of measured and understated prose. More information, maps and the continuation of the search for the book's heroes can be found on the Harvard University website, Visualizing Historical Networks (<http://www.fas.harvard.edu/~histechon/innerlife/index.html>). Overall, the qualities of research and writing give rise in *The Inner Life of Empires* to an uncommon occurrence in academic production today: a work of complete intellectual integrity, the real thing. It is only in this sense that the book could be called old-fashioned after all.

Mark Gamsa, Tel Aviv University

Esther Diana, **Santa Maria Nuova, ospedale dei fiorentini. Architettura ed assistenza nella Firenze tra Settecento e Novecento**, Firenze: Polistampa, 2012, 632 pages, illustrations.

Situé au cœur de la ville de Florence, à quelques centaines de mètres de la Cathédrale et du Palais du Gouvernement, l'Hôpital de Santa Maria Nuova a été, pendant plusieurs siècles, l'un des centres de la vie sociale, religieuse, politique et même artistique de la ville, lieu d'accueil, d'assistance et de soin, destination des œuvres de charité et symbole du pouvoir politique et économique.

Fondée en 1288, Santa Maria Nuova est un des rares hôpitaux historiques qui gardent encore aujourd'hui une importante activité sanitaire. La décision il y a une dizaine d'année de réaliser une restructuration fonctionnelle complète de

l'hôpital a permis un travail d'enquête sur l'évolution à travers les siècles de sa structure architectonique. Esther Diana, architecte et historienne de l'architecture, responsable du Centre florentin de documentation sur l'histoire de l'art sanitaire, qui avait déjà beaucoup contribué à l'histoire des hôpitaux florentins, a saisi cette occasion et, grâce à un formidable travail de recherche dans les Archives d'Etat de Florence et à une collaboration intense avec un réseau d'experts présents dans la région, a produit cet important ouvrage, richement illustré et doué d'un appareil critique de grande précision.

L'évolution des structures architecturales et les transformations apportées à l'édifice à travers la période étudiée sont analysées à partir des projets architecturaux jusqu'à leur réalisation éventuelle, grâce à une vaste iconographie, contenant de nombreux plans, projets, dessins et photographies. Toutefois, il ne s'agit pas d'un ouvrage d'histoire de l'architecture hospitalière, car l'analyse montre que les espaces d'un hôpital sont modelés par les besoins de la ville et changent sur la base des changements des théories médicales, des nécessités professionnelles, du climat culturel et des attitudes sociales d'une époque. L'histoire de l'hôpital de Santa Maria Nuova est donc au même temps l'histoire de la ville de Florence et de sa population. Cette histoire permet de reconstruire le complexe tissu existant entre connaissances médicales, pratiques thérapeutiques et hygiéniques et besoins sociaux.

A partir de la fin du Moyen Age, l'hôpital de Santa Maria Nuova a été véritablement, comme l'indique le titre de cet ouvrage, «l'hôpital des Florentins», un lieu d'accueil et de refuge pour les pauvres, les démunis, les exclus, mais également, et de plus en plus, un lieu de soin pour les malades. Au Moyen Age et la Renaissance, comme résultat du couple théorique et moral 'maladie-péché', l'architecture de l'hôpital ressemble à celle d'une église et, comme une cathédrale, ses espaces étaient remplis de peintures et de sculptures qui suggéraient et invitaient le malade ou l'exclu à suivre la voie de la rédemption morale et physique, afin de récupérer la santé du corps et de l'âme.

A partir du XVI^e siècle, si l'hôpital continue à être un lieu d'accueil pour les pauvres, les pèlerins et les mendians, leur nombre diminue constamment, au profit des malades curables. Il devient un espace laïque, géré directement par les autorités municipales et par les associations de bienfaisance. De plus en plus, la nature, la mission et donc les structures de l'hôpital sont déterminées par les besoins des malades, par l'application de nouvelles préceptes hygiéniques, par la volonté de transformer l'ensemble de l'espace hospitalier en un lieu de soin, mais également de connaissance et d'enseignement.

La période couverte par l'enquête d'Esther Diana va de la fin du XVIII^e siècle aux années soixante du XX^e siècle. Cette recherche concerne donc la période de construction de la médecine scientifique contemporaine et la structure du volume suit les transformations architecturales et institutionnelles produites par cette construction théorique et pratique.

Dans la plupart des pays développés, la mise en place des systèmes de santé modernes correspond à un ensemble de processus qui ont transformé la nature et les conditions de prise en charge des interventions médicales et sanitaires. Ces transformations comprennent le développement et la différenciation des hôpitaux selon les spécialités, la création d'institutions de santé publique assurant une surveillance épidémiologique des populations, l'élaboration de législations sanitaires à caractère global, l'extension du marché des assurances maladie basées sur les

contributions des salariés et des employeurs, le développement massif de la recherche biologique appliquée à la médecine et l'hygiène, et enfin la réalisation d'un secteur industriel centré sur le diagnostic médical et les soins, notamment les appareils d'analyse et d'imagerie et la préparation sur une large échelle des médicaments.

La compréhension de chaque élément de ce complexe système et surtout de la dynamique qui s'installe entre ces divers éléments demande le croisement de différentes disciplines et méthodologies, de divers discours et regards, d'économistes, de sociologues, de juristes, de philosophes et d'historiens. Une approche multidisciplinaire permet d'isoler les principales discontinuités dans les parcours historiques qui ont créé ce système, d'en révéler les multiples facettes et la complexité de leur développement au cours du temps.

A partir de la fin du XVIII^e siècle, la clinique devient une institution nouvelle regroupant les soins, l'enseignement et la recherche, un lieu physique et théorique qui produit une nouvelle forme de connaissance spécifiquement médicale, capable d'opérer une synthèse entre l'empirisme fondé sur l'observation des malades individuels et le 'dogmatisme', les théories générales sur les maladies. Vers 1800 commence, en effet, à se constituer dans les grands hôpitaux de Paris, de Londres et de Vienne, et également à l'hôpital florentin, une médecine nouvelle, dont les racines sont à la fois sociales, philosophiques et scientifiques. Des bouleversements sociaux, tels que les changements démographiques et l'urbanisation massive, des changements institutionnels, comme la transformation des hôpitaux et la réorganisation du corps médical, et des restructurations professionnelles, comme l'unification de la médecine interne et de la chirurgie et la réforme de l'enseignement, affectent profondément, dans l'ensemble des pays européens, l'exercice de la médecine et son statut épistémologique.

La clinique produit un déplacement des lieux de l'enseignement et de la pratique médicale. Auparavant, tout se passait au lit du malade, à son domicile, le malade couché ou assis dans son lit et le médecin toujours debout, ce qui lui conférait un air d'autorité. La clinique moderne devient une grande structure où l'on soigne les gens et surtout où l'on apprend à connaître les maladies. Les maladies sont individuelles dans leur réalité, chaque 'histoire clinique' est nécessairement unique, chaque malade a une histoire différente, mais la médecine clinique permet l'intégration des données individuelles dans une connaissance générale. La richesse de la clinique trouve ses racines dans la richesse et la diversité des manifestations pathologiques individuelles, à condition que cette diversité puisse être 'lue' à l'intérieur d'un cadre théorique général, qui définit la variation en fonction d'une loi générale ou d'une norme. L'hôpital est le lieu où le fait pathologique se présente dans sa nature individuelle d'événement. Mais, ce fait ne prend son importance pour le savoir médical qu'à partir du moment où il est inséré dans une série d'événements de la même nature, répondant à une causalité bien établie.

L'espace qui contient et suggère ces transformations est la ville, elle aussi en profonde transformation à partir du XIX^e siècle, pour devenir une ville moderne, industrialisée et commercialisée, dont les caractères fondamentaux sont la densité de la population, ses mouvements, la circulation rapide et intense des personnes (et des pathogènes) dans des espaces ouverts et interconnectés, la diversité sociale et économique, avec ses profondes inégalités. La première partie de cet ouvrage, qui traite de la période de transition entre le XVIII^e et le XIX^e siècle, décrit les transformations de la physionomie de l'hôpital à l'origine de l'hygiène sociale et

analyse les premières tentatives, sans succès, d'éloigner l'hôpital du centre de la ville pour des raisons hygiéniques.

La deuxième partie, laissant de côté pour un moment l'histoire architecturale, se concentre sur la nouvelle sensibilité, qui se manifeste à la fin de l'époque moderne, aux odeurs typiques d'un hôpital et vers la présence à son intérieur des cadavres, difficiles à gérer et également utilisés pour l'anatomie pathologique, base de la nouvelle médecine clinique. La nécessité d'éloigner du centre-ville les mauvaises odeurs, d'assurer une sépulture hygiénique et respectueuse de la dignité de la personne morte et de sa famille, sans toutefois entraver la recherche médicale, constitue l'une des préoccupations majeures des administrateurs de l'hôpital.

En même temps, la structure obsolète de l'hôpital a de la peine à transformer ses espaces intérieurs pour répondre aux normes de l'hygiène publique qui commence à se développer, notamment pour ce qu'il concerne les toilettes et l'élimination des déchets.

La troisième partie, «L'architecture 'moderne' de Santa Maria Nuova», décrit les transformations réalisées dans la deuxième moitié du XIX^e siècle, après la création de l'Etat unitaire en Italie, et la participation de l'hôpital aux nouvelles tendances modernistes. Ces changements ont été réalisés, mais avec de grandes difficultés, en raison des contraintes dues à un centre-ville densément peuplé et des ressources budgétaires limitées.

La construction architectonique de l'hôpital s'organise autour du modèle pavillonnaire, qui suit le classement et la répartition nosographie des pathologies, introduit des innovations techniques, en premier lieu la ventilation, l'illumination artificielle, le chauffage et des nouveaux types de lits pour les malades, modifie le comportement du personnel soignant et des malades eux-mêmes afin de respecter les règles de la nouvelle 'hygiène scientifique'.

La quatrième partie traite du XX^e siècle et des nouveaux déterminants de l'image et de la fonctionnalité sanitaire de l'hôpital, des dynamiques professionnelles à son intérieur, des nombreux chantiers hospitaliers qui se succèdent et de l'arrivée des nouvelles technologies et médicaments, fruits du développement de l'industrie pharmacologique. Cela produit une nouvelle structure architectonique et surtout une nouvelle efficience thérapeutique, résultat du développement des spécialités médicales, mais également d'une nouvelle prise de conscience par le personnel sanitaire et les administrateurs de l'importance des nouvelles politiques hygiéniques transformées par la révolution pastoriennne, qui obligent à la prévention et à l'isolement des malades infectieux et aux pratiques d'asepsie et antisepsie.

A cette époque, l'hôpital florentin accueille aussi de nouveaux développements disciplinaires, comme l'embryon de la médecine du travail, grâce à l'œuvre de Gaetano Pieraccini, bien analysée dans un chapitre écrit par Francesco Carnavale, spécialiste de l'histoire de cette discipline.

C'est pendant cette période que finalement la voix des malades commence à se faire sentir à l'intérieur de la vie hospitalière. Un dense paragraphe de l'ouvrage («Un nouveau protagoniste, le malade») fait justement une place importante aux patients, en analysant, sur la base des documents d'archives, les récriminations et les plaintes officielles à cause de traitements médicaux inadéquats ou dommageables.

La dernière partie de l'ouvrage («Guerre et Après-Guerre») exploite une grande quantité de documents de l'époque (lettres, rapports, actes administratifs) pour traiter de la difficile situation de l'hôpital pendant la Deuxième Guerre mon-

diale et l'occupation allemande, quand les salles de l'hôpital se transforment elles aussi en lieux de guerre et de résistance.

L'ouvrage se termine avec une analyse détaillée et très bien documentée de la réorganisation de l'hôpital après la guerre et notamment la nouvelle destination de l'hôpital de Santa Maria Nuova après la construction d'un nouveau hôpital moderne à Careggi, loin du centre-ville.

En conclusion, ce volume constitue pour de multiples aspects un modèle d'histoire multidisciplinaire d'un hôpital et de ses relations avec la communauté qui l'utilise et les lieux géographiques et historiques qui l'accueillent. On peut espérer que ce modèle puisse être suivi par d'autres chercheurs, afin de permettre une analyse comparée de l'histoire architecturale, médicale et sociale des hôpitaux dans la période des grandes transformations de la médecine et de la santé publique.

Bernardino Fantini, Université de Genève

Petra Overath (Hg.), **Die vergangene Zukunft Europas. Bevölkerungsforschung und -prognosen im 20. und 21. Jahrhundert**, Köln/Weimar/Wien: Böhlau, 2011, 408 Seiten.

Bevölkerungsprognosen und Bevölkerungswissen sind zentrale Aushandlungsfelder sozialer, politischer und kultureller Bestimmungen Europas. So lautet die These, die die Herausgeberin Petra Overath dem vorliegenden Sammelband einleitend vorausstellt. Damit verknüpft der Band die Geschichte Europas mit wissenschaftlichen Annäherungen an den Gegenstand «Bevölkerung». Herorgegangen ist der Sammelband aus einer Tagung, die 2009 in Leipzig stattfand.⁵

Der Sammelband gruppiert vierzehn Beiträge von Geistes- und SozialwissenschaftlerInnen in vier Abschnitte. Dass diese Schwerpunkte nur lose Klammern für sehr unterschiedliche Texte darstellen, wird schon im ersten Abschnitt mit dem Titel «Bevölkerungswissen transnational» deutlich. Am Beispiel der Auseinandersetzungen zwischen Militärmedizinern, Statistikern und Anthropologen um die statistischen Daten der Wehrpflichtarmeen Deutschlands, Frankreichs und der Schweiz beleuchtet Heinrich Hartmann das Wechselverhältnis zwischen Militärstatistik und demographischen Diskursen vor dem Ersten Weltkrieg. Petra Overath nimmt die 1928 gegründete *International Union for the Scientific Study of Population* in den Blick, um die Dynamik des internationalen bevölkerungswissenschaftlichen Feldes bis in die 1930er Jahre nachzuzeichnen. Regula Argast stellt in ihrem Beitrag eine internationale Tagung in den Mittelpunkt. Am Beispiel der Debatten über die Lage und Zukunft der «Menschheit», die auf dem 1962 veranstalteten Symposium *The Future of Man* geführt wurden, geht sie den Verschiebungen in den Strategien der Bevölkerungskontrolle nach. Daniel Schmied zeichnet im letzten Beitrag des Abschnitts die Diskursgeschichte des «demografischen Wandels» nach und zeigt, wie der bevölkerungswissenschaftliche Topos im Laufe der 1990er Jahre in den politischen Diskurs der Bundesrepublik und der Europäischen Union Eingang fand und sich dabei aus einer Krise in eine Chance verwandelte.

Anne Seitz eröffnet mit ihrem Beitrag «Mikroben in der Dekadenz» den zweiten Schwerpunkt des Buches: «Bevölkerungswissen zwischen Pathologie, Dekade

5 Zur Tagung siehe: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/termine/id=10654&sort=datum&order=down&search=die+vergangene+zukunft+europas> (09.05.2014); zum Projekt siehe: http://www.vergangene-zukunft.eu/cms_cmb/index.php (09.05.2014).

denz und moralischer Lebensführung». Am Beispiel von populärwissenschaftlichen und literarischen Krankheitsdarstellungen um 1900 stellt die Autorin dar, wie medizinisches Wissen genutzt wurde, um gesellschaftliche Entwicklungen zu pathologisieren. Den diskursiven Konjunkturen des Bevölkerungsrückgangs im 20. Jahrhundert geht Ursula Ferdinand nach. Sie beschreibt, wie im deutschen bevölkerungspolitischen Diskurs Ende des 19. Jahrhunderts das «Gespenst des Bevölkerungsrückgangs» zur dominanten Pathologisierung der demographischen Entwicklung aufstieg, und verfolgt, wie im Laufe des Jahrhunderts verschiedene Niedergangsszenarien mit dem reproduktiven Verhalten der Bevölkerung verknüpft wurden. Patrick Kury nimmt anhand der «Managerkrankheit» medizinisches Wissen in den Blick, das als Grundlage für eine Pathologisierung sozialen Wandels in der deutschen Nachkriegsgesellschaft diente.

Der dritte Teil des Sammelbandes fokussiert auf «Demographische Konstruktionen europäischer Selbstverständnisse». Konstruktionen des Europäers in der Zwischenkriegszeit untersuchen Petra Overath und Anne Seitz im ersten Beitrag. Overath zeigt, wie im bevölkerungswissenschaftlichen Diskurs «die Europäer» durch eine Abgrenzung zu «anderen Völkern» zu einer einheitlichen Figur wurden und wie diese Homogenität in den 1920er und 1930er Jahren zugunsten nationalistischer Deutungen wieder aufgebrochen wurde. Seitz widmet sich Krankheitsdarstellungen, in denen die Protagonisten sich durch spezifisch «europäische» Pathologien auszeichneten. Ian Innerhofer untersucht am Beispiel der Konstruktion der «agrarischen Überbevölkerung» Südosteuropas in den 1930er und 1940er Jahren die Verflechtung von Bevölkerungswissen und nationaler Interessenpolitik. Bevölkerungsforscher nutzten Zahlenmaterial und Ländervergleiche, um ein «Bevölkerungsproblem» zu konstruieren, das ihre jeweiligen nationalen Interessen legitimierte. Am Beispiel der sowjetischen Volkszählungen zwischen 1920 und 1989 behandelt Martine Mespoulet ein Verfahren, das sich im Spannungsfeld zwischen wissenschaftlicher Methodik und Regierungspraxis bewegte. Die Aushandlung des europäischen Selbstverständnisses Tschechiens seit 1990 untersucht Annett Steinführer am Beispiel des Kampfes von BevölkerungsforscherInnen um die «richtige Interpretation» demographischer Daten. Unterschiedliche Interpretationen dienten den Protagonisten, Tschechien zu Westeuropa zu rechnen oder eine spezifisch «südosteuropäische» Entwicklung festzustellen.

Der letzte thematische Schwerpunkt des Sammelbandes behandelt «Interaktionen zwischen Bevölkerungswissen und Sozialpolitik» und beginnt mit der Untersuchung Maximilian Schochows zum «Bevölkerungsgesetz des Sozialismus». Dass sozialistische Gesellschaften grundsätzlich andere demographische Gesetzmäßigkeiten aufweisen würden als kapitalistische, war ein Derivat des wissenschaftlichen Sozialismus, mit dem sich die Akteure der DDR-Demographie konfrontiert sahen. Schochow beschreibt, wie dieses Theorem sich von einer vermeintlichen Tatsache, die bewiesen werden sollte, zu einer bevölkerungspolitischen Zielvorstellung wandelte. Im Beitrag von Arnaud Lechevalier geht es weniger um demographisches Wissen als um Theorien der Generationengerechtigkeit, die in den aktuellen Debatten um die Reformen der Rentensysteme in Mitgliedsstaaten der OECD verhandelt werden. Heike Kahlert nimmt in ihrem Beitrag das «Europäische Sozialmodell» in den Blick. Von der These ausgehend, dass sich in den sozialpolitischen Strategien der Europäischen Union im 21. Jahrhundert soziale, Geschlechter- und demographische Fragen miteinander ver-

schränken, beleuchtet sie die familialen Rollenvorstellungen im aktuellen Sozialmodell der EU.

Der Sammelband wartet mit einer breiten Palette an Beiträgen über die Produktion, Zirkulation und Nutzbarmachung von «Bevölkerungswissen» im 19., 20. und 21. Jahrhundert auf. Nicht immer geht es dabei auch um die Zugehörigkeit zu und/oder die Vorstellungen von Europa. Zwar sind die Beiträge von Innerhofer und Steinführer als Beispiele hervorzuheben, in denen solche Selbstverständnisse im Rahmen von Kämpfen um die «richtige Interpretation» demographischer Daten ausgehandelt wurden, andere Beiträge berücksichtigen diese Frage jedoch nicht. Mespoulet beispielsweise erwähnt zwar in ihrer an sich überzeugenden Untersuchung der sowjetischen Volkszählungen, dass sich die Statistiker bis 1920 an europäischen Standards orientierten, geht jedoch nicht mehr der Frage nach, welche Veränderung des Selbstverständnisses in der Abkehr von diesen zum Ausdruck kommt.

Eneia Dragomir, Zürich

Caroline Heitz, Eveline Schüep, **Annäherung an die soziale Wirklichkeit der SS-Ärzte. Sprachanalysen und sozialpsychologische Untersuchungen anhand von Hans Münchs Erinnerungserzählungen**, Frankfurt a.M.: Peter Lang Verlag, 2011 (Menschen und Strukturen. Historisch-sozialwissenschaftliche Studien, hrsg. von Heiko Haumann, Bd. 19), 212 Seiten.

Oral History – also das lebensgeschichtliche Erzählen von Zeitzeugen – hat sich als Teilbereich der Geschichtswissenschaften etabliert, verlangt jedoch ein hohes Mass an Quellenkritik. Entwickelte sich die Oral History zum grossen Teil aus Befragungen von Holocaust-Überlebenden, so untersuchen Caroline Heitz und Eveline Schüep in ihrer Studie «Annäherung an die soziale Wirklichkeit der SS-Ärzte» die lebensgeschichtlichen Erzählungen eines Holocaust-Täters. Die Autorinnen gehen der Frage nach, inwiefern Methoden der Oral History auch für die Täterforschung fruchtbar gemacht werden können. Gegenstand ihrer Analysen sind verschiedene Interviews mit Hans Münch, einem deutschen Arzt und SS-Untersturmführer. Dass dieser Protagonist der Studie nur anhand einiger weniger Zeilen in der Einleitung vorgestellt wird und sich erst auf den letzten Seiten des Buches einige biographische Daten in Stichwörtern finden, ist leider wenig leserfreundlich. Münch (Jahrgang 1911) studierte in Tübingen und München Medizin und war Mitglied des NS-Studentenbundes, der SA, des NSKK und ab 1937 der NSDAP. Nach der medizinischen Promotion 1939 praktizierte er in Bayern in verschiedenen Landpraxen. 1943 meldete Münch sich freiwillig zur Waffen-SS und war zwischen Juni 1943 und Frühjahr 1945 als Lagerarzt in Auschwitz tätig, sowohl im Stammlager als auch zunehmend in Birkenau. Nach Kriegsende interniert, wurde Münch 1947 im Krakauer Auschwitz-Prozess als einziger Angeklagter in allen Punkten freigesprochen, nicht zuletzt aufgrund der Fürsprache ehemaliger jüdischer Häftlinge. Bis zu seiner Pensionierung führte er eine Praxis im bayerischen Allgäu und berichtete in zahlreichen Interviews und Zeitzeugengesprächen als «guter Mensch von Auschwitz» ausführlich von seinen Erlebnissen. Gegen Ende seines Lebens litt Münch offenbar in zunehmendem Masse an Demenz, was Auswirkungen auf seine Aussagen hatte, aber auch zur Einstellung eines Ermittlungsverfahrens des bayerischen Justizministeriums führte. 2001 starb Hans Münch.

Caroline Heitz und Eveline Schüep nähern sich dieser ambivalenten Biographie zunächst mit sinnvollen theoretisch-methodologischen Überlegungen

(Kapitel 2), in denen sie problembewusst die Vor- und Nachteile von Oral History diskutieren. Als ersten analytischen Schritt beleuchten die Autorinnen ein Interview des israelischen Psychologen Dan Bar On mit Hans Münch (Kapitel 3). Eine Diskursanalyse nach Ulrike Jureit und eine Sequenzanalyse nach Gabriele Rosenthal zeigen Münchs Bestreben, «Distanz zwischen sich und den Gräueltaten von Auschwitz zu erzeugen» (S. 135). Heitz und Schüep arbeiten heraus, dass Münch insbesondere darauf bedacht war, in den Interviews keine Fehler zu begehen und sich nicht selbst zu belasten. Sie machen dies fest am langsamem, wohlbedachten Sprechen Münchs, dem häufigen Abbrechen mitten im Satz und Neuansetzen sowie dem ständigen Wechsel von Man- und Ich-Perspektive. Der Vergleich mit anderen Interviews weist bei Münch die Existenz von ritualisierten Erzählungen von bestimmten Episoden und Ereignissen nach, die ihn entlasten sollen, sich jedoch im Verlauf der Zeit auch verändern. Sehr gelungen ist die Analyse Hans Münchs als Holocaust-Täter (Kapitel 4), in der Heitz und Schüep Münchs Aussagen sozialpsychologisch unter Anlehnung an Harald Welzer untersuchen. Hierfür stellen sie stringent die partikulare Moral der NSDAP und gesellschaftliche Diskurse über «Eugenik», «Euthanasie» und «Endlösung» vor, rekonstruieren den Arbeitsalltag der Ärzte im Lager Auschwitz und die daraus resultierende pervertierte «Moral» und diskutieren die Ambivalenz Münchs in diesem Kontext. Dabei bekennen die Autorinnen, «die Unstimmigkeit, Ambivalenz und Unerklärlichkeit in Münchs Person» nicht fassen zu können und bringen den Mut zum Scheitern auf, um nicht – wie an dieser Stelle unausgesprochen der wissenschaftlichen Geschichtsschreibung vorgeworfen wird – «einmal mehr ein zwar eindeutiges, aber einseitiges und reduziertes Bild des ‘Lügners’ oder ‘Helfers’ zu zeichnen, bei dem aber einfach alles weggelassen wird, was nicht ins Bild passt» (S. 97). So viel selbstreflexive Offenheit ist selten und verdient ausdrückliches Lob. Vor diesem Hintergrund ist jedoch die Wahl des Buchtitels ungeschickt: Den selbstformulierten Anspruch, sich «der» sozialen Wirklichkeit «der» SS-Ärzte anzunähern, kann die Studie bei gerade einmal einem untersuchten Protagonisten weder empirisch noch inhaltlich erfüllen. Hier wäre nach Ansicht des Rezessenten eine bescheidenere Betitelung sinnvoll gewesen.

Nichtsdestotrotz weisen Heitz und Schüep nicht nur in ihrer Zusammenfassung (Kapitel 5), sondern mit ihrer gesamten interdisziplinären Studie überzeugend nach, dass «Täterselbstzeugnisse [...] ebenso aussagekräftige Quellen für die Oral History [sind] wie das Opfergedächtnis» (S. 141). Hierfür muss jedoch ein erheblicher Aufwand getrieben werden. Dies wird nicht zuletzt aus den im Anhang abgedruckten Erinnerungsinterviews von Hans Münch ersichtlich, in denen die Autorinnen anhand verschiedener Farben ihre Sprach-, Diskurs- und Sequenzanalysen veranschaulichen. Wenngleich der verdienstvollen Pionierarbeit ein sorgfältigeres Lektorat zu wünschen gewesen wäre, empfiehlt sich die Lektüre ausdrücklich: Es ist eine wichtige, kritische Analyse von Aussagen eines vermeintlich «guten Menschen aus Auschwitz» und seinen Berichten über Selektionen an der Rampe, medizinische Experimente an Häftlingen und «Vergasungen».

Moritz Pfeiffer, Tübingen

Daniel Speich Chassé, **Die Erfindung des Bruttosozialprodukts. Globale Ungleichheit in der Wissensgeschichte der Ökonomie**, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2013 (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 212), 344 Seiten.

Die Geschichte der «Entwicklungshilfe» ist zu einem beliebten Thema einer transnationalen Zeitgeschichtsforschung geworden. Neben allem Positiven, was zu dieser Forschungsrichtung anzumerken ist, produziert das Interesse an der Geschichte des «Lernens vom Anderen» allerdings eine bedauerliche Dichotomie zwischen den Bildern globaler Modernisierung versus wirtschaftlicher Moderne im «Westen». Die Geschichte der Entwicklungshilfe ist häufig eine postkoloniale Geschichte, die implizit den Vergleich von «globalem Süden» und «entwickeltem Westen» reproduziert. Dass beide Konzepte auf das engste ineinander verwoben sind, zeigt dagegen Daniel Speich Chassés Arbeit, die sich als eine Wissensgeschichte des ökonomischen Modells vom Bruttosozialprodukt im Dialog zwischen westlicher ökonomischer Planungseuphorie und globalen Entwicklungsfantasien versteht.

Speich Chassé hat ein Buch geschrieben, das – so viel sei vorweg genommen – eindrucksvoll die Bedeutung einer tiefen historischen Analyse ökonomischer Konzepte unterstreicht. Studierenden der Wirtschaftswissenschaften wäre es zu wünschen, dass auch eine solche Studie in ihr Curriculum aufgenommen würde. Ihnen würde das Gewicht der Geschichte für die eigenen epistemischen Strukturen mit Sicherheit deutlicher als in verstaubten Vorlesungen zur Dogmengeschichte.

Speich Chassés Verständnis einer solchen Wissensgeschichte geht davon aus, dass globale Ungleichheit erst mit Hilfe neuer wissenschaftlicher Konstrukte formuliert werden konnte. Diese «Objektkonstruktion» erzählt der Autor zum einen aus der Perspektive des epistemischen Wandels, der sich innerhalb der Wirtschaftswissenschaften im Allgemeinen bis ca. 1950 vollzog und grob gesagt Zahlen, Formeln und Modelle über empirische Grundlagen, historische Zugänge und komplexe Analysen siegen liess. Zum anderen stellt er die «Gemachtheit» dieses ökonomischen Instrumentariums besonders heraus an der intellektuellen Biographie von Colin Clark, der als «Erfinder» der wirtschaftlichen Gesamtrechnung bezeichnet werden kann, aber nie in die erste Liga der grossen Ökonomen des 20. Jahrhunderts aufstieg. Für Clark als einen Zeitgenossen des Spätkolonialismus war globale Ungleichheit eine Tatsache, die es nicht zu beweisen, sondern zu veranschaulichen galt. Er verstand seine statistischen Methoden daher weniger als operative Instrumente globaler Intervention, sondern vielmehr als Ansätze zu deren Illustration, und konnte mit ihren Unschärfen und Unzulänglichkeiten leben.

Die Kritik an der Methode des Bruttosozialprodukts als Ausdruck nationalen Wohlstands war von Anfang an ein ständiger Begleiter. So erläutert Speich Chassé eingehend, wie kurz nach dessen Einführung schon kritische Ökonomen und Ethnologen darlegten, dass viele ökonomische Sachverhalte etwa auf dem afrikanischen Kontinent durch Geldwerte überhaupt nicht zu berechnen seien. Hier werden die Wechselwirkungen zwischen Wissensordnungen deutlich, die den Austausch zwischen Wirtschaftswissenschaften und Ethnologie ermöglichen. Ähnliche Geschichten gäbe es wohl für die Entwicklungsbiologie zu erzählen.

Sehr eingehend erzählt Speich Chassé, wie sich trotz der offensichtlichen Unzulänglichkeiten der neuen Berechnungsmethode hieraus ein neues epistemisches Instrument quasi gegen den Willen fast aller Ökonomen bildete. Die Gründe hierfür sieht der Autor in den Entwicklungen der Nachkriegszeit, in

denen neue wissenschaftliche Instrumente zur Mess- und Gestaltbarkeit einer neuen dekolonisierten Weltordnung gesuchten wurden, eng verbunden mit dem Aufstieg eines Systems internationaler Organisationen, in ihrem Mittelpunkt die Vereinten Nationen. Gerade diese umbrechende Nachkriegsweltordnung machte die Nation zu einer festen epistemischen Beschreibungsgrösse, auch zur Berechnung der Mitgliedsbeiträge für die UNO selbst. Ungeachtet möglicher historischer Alternativen, zwängten damit gerade die festetablierten Wissensstrukturen dieser Organisationen eben entkolonisierte Gebiete in die Schablone der Nationalstaatlichkeit. Das ökonomische Wissen um Ungleichheit war hier nicht mehr nur Mittel zur Beschreibung, sondern bekam ein eigenes Agens. Ohne diese eindeutigen und vor allen Dingen einfachen Kennzahlen wäre etwa die Fixierung auf «Entwicklungsinstrumente» wie Walt Rostows Investitionsquote gar nicht möglich gewesen.

Doch gerade über diese Veränderung epistemischer Grundannahmen gelang auch die Übersetzbarkeit von Wissen zwischen entwickelten und unterentwickelten Ländern. Wie Speich Chassé im Rekurs auf die vielbeschworene These der «Verwissenschaftlichung des Sozialen» darstellt, lag die Bedeutung «des ökonomischen Wissens grundsätzlich in der Beschreibung des Modernisierungsprozesses in armen und reichen Ländern», wodurch diese ehemals auf Westeuropa ausgelegte These «zeitlich, räumlich und disziplinär erweiterungsbedürftig» wird.

An vielen Punkten wirft die Arbeit von Daniel Speich Chassé neue Fragen auf und fordert geradezu vertiefte Nachforschungen heraus. Die jüngere Statistikgeschichte beschäftigt sich etwa verstärkt mit den Kontexten der Datenerhebung und der Frage, wie die Zählenden aus lokalen Realitäten kategorisierte Zahlen machen. Auch die Frage, wie Orte der Wissenserzeugung diese prägten, streift der Autor nur am Rande. Was bedeutete es etwa für die Statistikkonferenzen, wenn sie an so unterschiedlichen Orten wie Bern, New Dehli, Petropolis oder Castelgandolfo stattfanden? Auf die hierfür notwendigen Archivstudien verzichtete der Autor bewusst, denn das zentrale Anliegen von Speich Chassés Arbeit ist ein anderes: Ihm geht es darum, zu zeigen, dass Hegemonie und Dominanz in der postkolonisierten Welt nicht mehr als Fortsetzung linearer Machtstrukturen aus der Kolonialzeit zu lesen sind, sondern vielmehr dem Faktor Wissen bei der Definition dieser Machtstrukturen eine zentrale Rolle zukommt. Dies lässt sich erst aus der Koevolution begreifen, in der sich politische Eliten und neue Expertenkulturen gegenseitig Legitimität zusprachen und damit den neuen Grundsatz ökonomischer Universalität festschrieben. Speich Chassés Studie ist hierdurch nicht nur ein wesentlicher Beitrag zur Geschichte makroökonomischer Konzepte für das sogenannte Entwicklungswissen. Sie zeigt zudem auch die transnationale Verwobenheit von Konzepten verwissenschaftlichter Moderne und gibt Anstösse zur weiteren Erforschung zum Zusammenhang von wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Konzepten.

Heinrich Hartmann, Princeton

Valentin Groebner, **Wissenschaftssprache digital. Die Zukunft von gestern**, Konstanz: Konstanz University Press, 2014, 176 Seiten.

Valentin Groebner will in einem gedruckten Büchlein die Fragen darlegen «Was lehrt ein historischer Rückblick auf die digitalen Kanäle und ihre Möglichkeiten? Und wie lassen sich diese neuen Möglichkeiten eigentlich von den neuen Zwängen unterscheiden, die das Netz ebenfalls erzeugt?» In sieben Kapiteln und einem Epilog fasst er seine Überlegungen zum wissenschaftlichen Publizieren im digitalen Zeitalter zusammen.

Einleitend gibt er selbstkritisch zu, dass das Internet ein Medium ist, das er nicht so ganz verstehe. Er sei auch nicht so vernetzt, habe viel weniger Blogs und Tweets gelesen und war in weniger Chatrooms und Kommunikationsplattformen aktiv, als er (und andere Professores) anscheinend hätte sein sollen. Dass er darauf folgend deshalb Leviathan, das unbeherrschbare Meeresungeheuer, als Symbol für das Internet verwendet, ist etwas gar dämonisierend. Aber es versinnbildlicht die für ihn (zu) schnelle Entwicklung des Webs, das etablierte Kommunikationsformen verschlinge. Dieses Phänomen liesse sich nicht mit alten Medientheorien von McLuhan u.a. erklären, denn diese haben das digitale Zeitalter nicht erlebt. Die Frage nach einer aktuellen Theorie lässt er offen.

Für gutes Marketing hält Groebner Internet-Propheten, deren Visionen und Versprechungen erst durch das Web entstanden seien. Prognosen zur Zukunft des Internets diverser Autoren reichen von eschatologischer Predigt über Überwachungsangst bis zu Heilsversprechen. Gewiss sei nur die Utopie eines unendlichen Kosmos von geordnetem Wissen. Welche ‘Prophezeiungen’ tatsächlich eingetroffen sind, erwähnt er allerdings nicht.

Im vierten Kapitel hält Groebner Rückblick auf wissenschaftliche Publikationsformen und betont, dass schon immer der gegenseitige Austausch unter den Wissenschaftlern von grösster Wichtigkeit war und dass die Steigerung des Umfangs an wissenschaftlichen Publikationen schon vor dem digitalen Zeitalter ein grosses Problem war. In der grauen Literatur, die er als «schnelles, ironisches, grossmäuliges Zeug, in dem oft Ideen zum ersten (und häufig auch zum letzten) Mal formuliert wurden» (S. 92) charakterisiert, findet er den direkten Vorläufer digitaler Kommunikationskanäle. Zu ergänzen ist, dass letztere weitaus öffentlicher und verbreiteter sind, als physische ‘graue Literatur’ jemals sein konnte.

Die Gelehrtenrepublik lebe von zäh verteidigten Disziplingrenzen, Selbstdarstellung und Rückkopplungsschleifen in Form von Kritik, Lob, Kommentaren oder Verbesserungsvorschlägen, meint Groebner im folgenden Kapitel. In der digitalen Wissenschaftswelt haben sich diese Phänomene massiv verstärkt, denn wer nicht ständig präsent sei, gehe im digitalen Meer unter. Er fordert Understatement statt «Eitelkeitsrodeo und gesteigerte Unruhe» (S. 106). Die ständige Präsenz, gekoppelt mit einer Überproduktion an hochstehendem und hochspezifischem Material sei schlicht nicht mehr zu bewältigen. Damit spricht er den Problemkern seiner Fragen an: Der Informationsüberfluss muss gefiltert werden, denn es steht nur eine begrenzte Zeit zum Lesen und Verarbeiten zur Verfügung (siehe auch David Weinberger: *Too Big to Know*⁶). Das Richtige muss gelesen werden: cooles Zeug, das sonst niemand kennt und mit dem im richtigen Moment

6 David Weinberger, *Too Big to Know. Rethinking Knowledge Now That the Facts Aren't the Facts, Experts Are Everywhere, and the Smartest Person in the Room Is the Room*, New York 2011.

aufgetrumpft werden kann. Doch wie können all die Plattformen, die nach Aufmerksamkeit schreien und morgen veraltet sind, gefiltert werden? Die Lesezeit des Konsumenten ist die Währung für den Produzenten.

Gedruckte Publikationen sind das Thema des sechsten Kapitels. Sie unterbrechen den kommunikativen Fluss und seien deswegen brauchbar: «Stopp, jetzt nur das!» (S. 121). Groebner stellt fest, dass in elektronischen Medien auf analoge verwiesen wird, um Seriosität und Wissenschaftlichkeit zu unterstreichen. Ob ein Buch gedruckt sein muss, stellt hingegen Claudine Moulin in Frage.⁷ In Frage stellen muss man auch Groebners These, dass die Brauchbarkeit eines Wikipediaartikels anhand der Bibliographie beurteilt werden kann. Dies ist trügerisch, weil Literaturverweise ohne Anpassung des Inhalts aufgelistet werden können (und vice versa) – eine ‘Scheinseriosität’.

Mit den zwei letzten Kapiteln fasst Groebner die wichtigsten Aussagen zusammen: Filterung der Informationen, Too Much to Know (Ann Blair), Ästhetik der Darstellung (als verdauliche Verdichtung), Nachprüfbarkeit, Selbstdarstellung, knappe Lesezeit und die auch zukünftig bleibende Koexistenz von gedruckten und digitalen Publikationen, die untrennbar verknüpft seien. Er glaubt nicht an Peter Habers ‘Digitalien’, das ausschliesslich digitale Inhalte biete, vernachlässigt aber, dass sich mehr und mehr Fachpublikationen genau dahin bewegen.

Will der für seine provokanten und pointierten Aussagen bekannte Groebner mit den wissenschaftlichen Angeboten im Internet abrechnen und dem gedruckten Medium huldigen? Ist es ein Rundumschlag gegen die vernetzten Wissenschaftler, welche mit ihren selbstdarstellerischen Netzpublikationen zum Informationsüberfluss beitragen und vergessen, dass die grösste Notwendigkeit des Wissenschaftsbetriebes darin besteht, Informationen zu filtern? Nein, er hat nur frisch von der Leber weg geschrieben. Das Argumentarium ist vielleicht nicht ganz schlüssig und stringent und die Fragen werden nur einigermassen beantwortet⁸, dennoch ist das Büchlein unterhaltsam und regt zum Nachdenken und Handeln an (habe ich eventuell diese Rezension nur geschrieben, um in die Rückkopplungsschleife zu geraten?).

Pascal Föhr, Basel

Jörg Rogge (ed.), **Cultural History in Europe. Institutions – Themes – Perspectives**, Bielefeld: transcript Verlag, 2011 (Mainz Historical Cultural Sciences, Bd. 5), 255 pages.

Ist die Kulturgeschichte noch aktuell oder nur ein *turn* von vielen *turns*? Ist sie bereits im Zentrum der Geschichtswissenschaft angekommen oder bewegt sie sich immer noch an deren Rändern? Was repräsentiert die Kulturgeschichte überhaupt und welchen Beitrag kann sie leisten für das Geschichtsverständnis und die Methodenvielfalt? Solche Fragen und Debatten treiben nicht nur die Kulturgeschichte selbst um, sondern sind Teil einer verstärkten Selbstreflexion in der Geschichtswissenschaft und den angrenzenden Geisteswissenschaften.

7 Claudine Moulin, Zum Buchbegriff in der Diskussion um das digitale Publizieren in den Geisteswissenschaften. Überlegungen auch aus linguistischer und mediävistischer Sicht, <http://annotatio.hypotheses.org/376>, 06.04.2014 (11.09.2014).

8 Vgl. auch die Replik von Klaus Graf auf Groebners am 1. Februar 2013 gehaltenen Vortrag «Muss ich das lesen? Wissenschaftliche Texte mit Ablaufdatum»: Klaus Graf, Vermitteln Blogs das Gefühl rastloser Masturbation? Eine Antwort auf Valentin Groebner, <http://redaktionsblog.hypotheses.org/951>, 07.02.2013 (11.09.2014).

Die Beschäftigung mit der Geschichte der Kulturgeschichte, also der eigenen Historiographiegeschichte, war unlängst Thema einer traverse-Sondernummer (1/2012), die sich allerdings auf die Kulturgeschichte in der Schweiz begrenzte.

Nicht anders sieht es in Europa aus: Der hier vorliegende vom Mainzer Mediävisten Jörg Rogge herausgegebene Sammelband vereinigt zwölf Beiträge zu den nationalen Traditionen innerhalb Europas. Anlass zu diesem Band war eine Tagung zum Thema *Cultural History in Europe*, die im März 2010 in Mainz stattfand. Der Band versammelt Aufsätze und Ansichten unterschiedlicher Provenienz und von diversen Abstraktions- und Reflexionsgraden. Im Vergleich der Länder und deren Forschungstraditionen kommen divergente Vorstellungen und Wahrnehmungsmuster von Kulturgeschichte zum Vorschein. Es wird aber auch deutlich, dass über ganz Europa hinweg gemeinsame Denktraditionen vorliegen und Institutionalisierungsbewegungen ähnlich verlaufen können. Ohne alle Einzelbeiträge würdigen zu können, sollen hier einige zentrale Aspekte hervorgehoben werden.

Anne Eriksen macht deutlich, dass in Dänemark, Schweden und Norwegen Kulturgeschichte bereits zur Zeit des Nationbuildings und deren Nähe zur Volkskultur und später zur Kulturwissenschaft von grosser Bedeutung war. Auffällig ist zudem, dass die Kulturgeschichte in den skandinavischen Ländern sich stets als Opposition zu bewährten Traditionen verstand und entsprechend positionierte Antworten auf verkrustete geschichtswissenschaftliche Positionen suchte. Die Untersuchung von populären Kulturen, Folklore und Kulturgeschichte verschmolz dabei zunehmend. Diese Bewegung löst sich mittlerweile wieder in einzelne neue Stränge wie materielle Kulturen, Repräsentation von Kulturen und Erinnerungskulturen auf und ist stark von universitären Institutionalisierungsvorgängen abhängig. Am Beitrag von Ludmilla Jordanova zur Historiographiegeschichte und momentanen Situation in Grossbritannien wird deutlich, dass die Kulturgeschichte aus der Sozialgeschichte herausgewachsen ist beziehungsweise sich immer als Teil der Sozialgeschichte verstanden hat. Jordanova spricht daher auch von einer speziellen Intimität zwischen Sozial- und Kulturgeschichte in Grossbritannien. Die wissenschaftliche Orientierung erfolgte lange und immer noch über den Atlantik in die USA und deren Stärken in der historischen Anthropologie. Jordanova spricht Peter Burke eine wichtige Rolle bei der Aufnahme von französischen kulturgeschichtlichen Ansätzen zu, konstatiert ansonsten aber einen gewissen kulturhistorischen Isolationismus Grossbritanniens gegenüber Festlandeuropa.

Für den schweizerischen Zusammenhang lesenswert ist der Beitrag des Konstanzer Neuzeit-Historikers Christof Dejung. Zu Recht und anschaulich zeigt Dejung auf, dass es in der Schweiz nie zu einer Institutionalisierung und «Schulen» der Kulturgeschichte gekommen ist. Vielmehr waren einzelne Protagonisten wie Karl Dändliker, Jakob Burckhardt, Kaspar Decurtins, später Arnold Niederer und vor allem dann Rudolf Braun prägend. Eine aussagekräftige Beobachtung macht Dejung zu den in der Schweiz ausgetragenen Konflikten und Auseinandersetzungen zwischen traditioneller Politikgeschichte und poststrukturalistischer Kulturgeschichte: Diese fanden interessanterweise in der Schweiz im Gegensatz zu Resteuropa nicht in Zeitschriften und öffentlichen Debatten, sondern eher hinter verschlossenen Türen statt. Gründe dafür sieht Dejung in der Überschaubarkeit der schweizerischen Forschungslandschaft und im allgemeinen Konsensstreit.

ben in der Schweiz. Dejung zeigt zudem überraschende Unterschiede hinsichtlich der Auffassung und Verbreitung von Kulturgeschichte zwischen der Romandie und der Deutschschweiz auf, indem er die wichtigsten schweizerischen Zeitschriften für Geschichtswissenschaft auswertet: Zwar wird die französischsprachige Forschung in der Deutschschweiz rezipiert und vice versa, dennoch bestehen unterschiedliche Auffassungen darüber, was Kulturgeschichte sei und ausmache, so Dejung.

Für den ganzen Sammelband kritisch zu bemerken gilt es, dass für die jeweiligen nationalen Historiographien der Kulturgeschichte und deren Resultate recht wenig an Literatur herangezogen beziehungsweise zitiert wurde. Eine Ausnahme bildet der Beitrag von Christina Lutter zur neuen Kulturgeschichte in Österreich. Meist wählten die Autorinnen und Autoren einen Höhenkammblick, der jüngere Forschungen und vor allem auch Dissertationen häufig vernachlässigt. Ebenfalls interessant gewesen wäre eine Diskussion des Phänomens, dass die Geschichte der Vormoderne die Kulturgeschichte in praktisch allen Ländern Europas mit sehr viel weniger Widerstand und Reibungen aufgenommen hat als die politisch oder sozialhistorisch ausgerichtete Geschichte der Moderne. Dies liegt vermutlich daran, dass sich die Geschichtswissenschaft zu älteren Gesellschaften schon länger weniger stark an Konzepte und Paradigmen wie Gesellschaft, Staat, Macht, Modernisierung oder Demokratisierung geklammert hat. Bedauerlich ist, dass ein Beitrag zu Frankreich, quasi aus dem Ursprungsland der neueren Kulturgeschichte mit Forschern und Denkern wie Aries, Bloch, Bourdieu, Chartier, Febvre oder Foucault, fehlt. Gleichwohl wird in der konzisen Einleitung von Rogge und in den Einzelbeiträgen stets auf die Wichtigkeit der Franzosen verwiesen. Insgesamt vereinigt der Band neben den erwähnten Länderstudien sehr lesenswerte Beiträge zu Finnland, Lettland, Schottland, Polen, Ungarn, Deutschland, Spanien und Italien. Gerade das Beispiel Italien zeigt, dass mangelnde Institutionalisierung, fehlende Förderung und eine schwache Verankerung der Kulturgeschichte rasch zu einem Niedergang an Forschung führen können. Und das ist Anlass zu Nachdenklichkeit und Sorge.

Michael Jucker, Luzern

Stefanie Samida, Manfred K. H. Eggert, Hans Peter Hahn (Hg.), **Handbuch Materielle Kultur. Bedeutungen, Konzepte, Disziplinen**, Stuttgart/Weimar: Verlag J. B. Metzler, 2014, VIII, 378 Seiten.

‘Materialität’ und ‘materielle Kultur’ haben in den vergangenen 30 Jahren verstärktes Interesse der Forschung hervorgerufen. Im deutschen Sprachraum zeigt sich dies nicht allein an zahlreichen Tagungen, an Graduiertenkollegs und dem Sonderforschungsbereich «Materiale Textkulturen», die sich mit diesem Thema explizit befassen, sondern auch daran, dass einzelne Hochschulinstitute, wie etwa das Seminar für Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie der Universität Basel, Materialität zu ihren Forschungsschwerpunkten zählen. Im angelsächsischen Raum stehen für diese aktuellen Tendenzen der Forschung Schlagworte wie *Material Culture Studies* oder *Material Turn*. Die Besonderheit der Beschäftigung mit Materialität und materieller Kultur liegt dabei darin, dass dieses Forschungsfeld nicht allein durch monodisziplinäre Analysen erfasst werden kann, sondern daher inzwischen von einer Vielzahl von Geisteswissenschaften Beachtung erfährt und methodisch reflektiert wird.

Das von der Zeithistorikerin Samida, dem Ur- und Frühgeschichtler Eggert und dem Ethnologen Hahn herausgegebene «Handbuch Materielle Kultur»

knüpft an diesen globalen und interdisziplinären Forschungsdiskurs an. Mit seinen 62 Artikeln von insgesamt 60 Autoren bietet es einen breiten Überblick einerseits inhaltlicher Art, indem zentrale Begriffe dieses Forschungsparadigmas diskutiert werden, andererseits auch disziplinärer Art, indem es erläutert, in welcher Weise Materialität in unterschiedlichen Disziplinen erforscht wird oder erforscht werden kann. Im Verlauf des gesamten Handbuchs wird deutlich, dass Materialität ein Forschungsthema ist, das nicht nur für die Archäologie oder die Ethnologie, sondern für einen ganzen Strauss von Disziplinen neue Erkenntnisgewinne verspricht. Durch seine interdisziplinäre Ausrichtung und Autorenschaft sowie die Weitung des Blickwinkels über Europa hinaus ist das Handbuch dem neuen Forschungsparadigma der Materialität in multiperspektivischer Hinsicht verpflichtet.

Wie bereits der Untertitel des Handbuchs ankündigt, stehen dabei weniger materielle Objekte selbst im Vordergrund, die eine materielle Kultur generieren. Entsprechend seiner Unterteilung in vier grosse Abschnitte werden in dem Handbuch vielmehr Beziehungen und Bedeutungen, Praktiken und Transformationen, Begriffe und Konzepte sowie disziplinäre Perspektiven angesprochen. In einem einleitenden ersten Abschnitt präsentieren die Herausgeber einen wissenschaftsgeschichtlichen Überblick über die Beschäftigung mit Materialität, legen das dem Band zugrunde gelegte Verständnis von materieller Kultur dar und geben einen Überblick über die Entwicklung der Forschung der vergangenen Jahrzehnte. Dabei verstehen sie materielle Kultur als die Gesamtheit aller Dinge, die in der Gesellschaft benutzt werden und bedeutungstragend sind.

Der mit «Beziehungen und Bedeutungen» überschriebene Abschnitt thematisiert materielle Kultur im Zusammenspiel mit Umweltphänomenen im weitesten Sinne. Dieser Teil umfasst dabei nicht nur Einträge zu «Kultur und Materielle Kultur», oder «Schrift und Dinge», sondern, gemäss der weiten Begriffsdefinition der Herausgeber, auch «Landschaft und Dinge» oder «Netzwerke von Dingen». Welche Rolle der konkrete Umgang mit materiellen Artefakten in diesen Kontexten spielt, zeigt der dritte und mit rund 60 Seiten kürzeste Abschnitt des Handbuchs unter der Überschrift «Praktiken und Transformationen». Nicht allein der unmittelbare Gebrauch, sondern auch Schenken, Wiederverwenden, Sammeln oder Wahrnehmen können einem materiellen Objekt Bedeutung verleihen. So wird etwa im Beitrag «Konsum» von Hans Peter Hahn präzise herausgearbeitet, dass im Prozess der kulturellen Aneignung einem materiellen Objekt auch gänzlich neue Bedeutungen und Funktionen verliehen werden können. Doch entscheidend ist dabei nicht allein, dass ein Gegenstand benutzt wird, sondern auch in welchem Kontext er in welcher Art gebraucht und umgestaltet wird. Dieser Abschnitt stellt daher eine gelungene Brücke zum vorhergehenden sowie zum nachfolgenden Abschnitt «Begriffe und Konzepte» dar.

Die Ausführungen zu den Begriffen und Konzepten, mit denen materielle Kultur erfasst werden kann, nehmen im Gesamtgefüge des Handbuchs eine herausgehobene Stellung ein, mit 27 Beiträgen überragt dieser Abschnitt alle anderen Sektionen. Hervorzuheben ist, dass sich diese Sektion nicht allein auf Kernbegriffe zur Erforschung materieller Kultur, wie «Materialität» oder «Artefakt», beschränkt. Auch Begriffe wie «Fetisch», «Kitsch», «Semiophoren» oder «Substanzen» werden hier erörtert. So wird etwa im Artikel «Stil/Lebensstil» von Michael R. Müller deutlich gemacht, dass materielle Kultur auch im Bereich der Sozialkommunikation, der Hermeneutik sowie für soziologisch-philosophische

Ansätze von zentraler Bedeutung ist und in welchem Zusammenhang Stilgenese und materielle Kultur stehen.

Die letzte Sektion stellt unter der Überschrift «Disziplinäre Perspektiven» die methodischen und inhaltlichen Zugänge einzelner geisteswissenschaftlichen Disziplinen bei der Erforschung von Materialität vor. In diesem Abschnitt werden nicht nur Disziplinen wie die Archäologie, die Ethnologie oder die Geschichtswissenschaft angesprochen, sondern auch die Philosophie, Psychologie, Soziologie oder die Religionswissenschaft. Durch diesen Abschnitt erreicht das Handbuch eine stimmige Metaebene.

Überzeugend sind der Aufbau der einzelnen Artikel sowie die Gliederung des Handbuchs insgesamt. Dass die Autoren Ding, Artefakt, Objekt und Sache synonym setzen, öffnet den Blick für eine Vielfalt von Phänomenen, führt aber auch zu einer gewissen begrifflichen Unschärfe. So fällt auf, dass immerhin 19 Artikel mit «Dinge» oder «-ding» betitelt sind («Schrift und Dinge», «Häusliche Dinge», «Ritualdinge» etc.), so, als seien ‘materielle Kultur’ und ‘Dingwelt’ weitgehend identisch und eine präzisere Differenzierung nicht notwendig. Dieser begrifflichen Unentschiedenheit begegnet man auch in dem mit «Praktiken und Transformationen» überschriebenen Abschnitt. Dort finden sich neben Artikeln zu konkreten Praktiken wie «Konsum» oder «Sammeln» auch zwei Artikel zum Thema «Dinge in Bewegung» und «Orientierung und Desorientierung durch Dinge», die wohl keine Praktiken im engeren Sinne beschreiben. Zudem hätte dieser Teil weitere Beiträge aufnehmen können, beispielsweise «Herstellen», «Entwickeln», «Opfern», «Pflegen» oder «Schmecken», und wirkt in seiner jetzigen Form als zu kurz geraten.

Bei einem Handbuch, das sich einem so anschaulichen Gegenstand widmet, wären zudem Abbildungen wünschenswert gewesen – aber vielleicht kollidieren hier auch nur Rezentsentenwunsch und Verlagskalkulation.

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass das «Handbuch Materielle Kultur» einen umfassenden Aufriss über das fachübergreifende Potential von Ansätzen zu dieser Thematik sowie die Bedeutungs- und Begriffshorizonte und Transformationsprozesse der materiellen Kultur am Höhepunkt der Erforschung dieses Phänomens selbst bietet. Wie die Herausgeber in ihrer Einleitung betonen, versteht sich das Handbuch insgesamt als «Bestandsaufnahme» sowie als «Fundament für weitere Forschungen». Dieses Ziel hat das Handbuch in umfänglichem Masse erreicht, so dass es zukünftiger Forschung als gelungenes und hilfreiches Nachschlagewerk dienen kann.

Charlotte Kempf, Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg